Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Sechsundzwanzigster Jahrgang

Nr. 21 — Marburg i. H., den 23. Mai — **1912**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh.

Inhalt: Der Geist Jesu — Bedürfen wir neben den Gemeindekörperschaften noch anderer Organisationen für die Gemeindearbeit? Referat, erstattet auf dem Erfurter Gemeindetag. Schluß — Der Allgemeine Positive Verband. Schluß — Hans Vaihingers Philosophie des Als Ob und die Religion — Kindheits- und Jugenderinnerungen eines französischen Kompagniechefs und Thüringer Ziegenhirten. Ihm selber abgelauscht und nacherzählt. Erstes Stück — Eine Maiandacht — Aus dem Nachlaß einer Freundin — Verschiedenes: Christliche Kunst (Bürkner); Herder als Faust (Jacoby); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Der Geist Jesu

Wieviel auch vorurteilslose geschichtliche Kritik von der Pfingstgeschichte abstreichen mag, dies Eine bleibt bestehen, daß die christliche Kirche durch den Geist Jesu begründet ist. Dies wird uns von dem ganzen Neuen Testament bezeugt. Wenn es aber richtig ist, daß ein Reich durch dieselben Kräfte erhalten wird, durch die es begründet war: so ist jene Feststellung für uns von entscheidender Bedeutung; sie bekundet uns, daß auch heute unsere Kirche nur durch den Geist Jesu erhalten und weiter geführt wird.

Durch den „Geist Jesu". In dieser kurzen Form ist, recht verstanden, alles enthalten, dessen wir bedürfen.

Sie enthält zunächst das unbedingt Notwendige, ohne das kein wahrhaftiger Mensch leben kann, ohne das echte Frömmigkeit nie gewesen ist, auf das sie nie verzichten darf: die Freiheit. Der Geist Jesu bestimmt die Kirche, das Unvergängliche und Ewige seines Wesen, das was göttlich an ihm war; nicht die leibliche Form seines Handelns und nicht die Buchstaben seiner Worte. Solche Unterscheidung mag ängstlichen oder herrschsüchtigen Seelen mißfallen, aber der Glaube ist des in guter Zuversicht, daß wenn auch Niemand mit einer Formel völlig definieren kann, welches dieser Geist Jesu sei, daß er deswegen doch eine ganz gewisse Größe und eine ewige Macht sei. Der Glaube sieht ins Neue Testament und freut sich, wenn er findet, der Jünger habe Jesum am besten verstanden, der ihn nie mit Leibesaugen sah: Paulus hat wirklich ein „doppeltes Erbteil" von Jesu Geist besessen, vor allen seinen persönlichen Jüngern, und Paulus hat den Geist Jesu als den Geist der Freiheit erfahren und verkündigt.

Der Geist Jesu ist der Geist der Freiheit. Er kann es sein, weil er der Geist des Reichtums ist und der Mannigfaltigkeit. Wieder ist der Glaube unverzagt, nein er ist froh und stolz, wenn er sieht, welch verschiedene Kräfte und Gaben der Geist Jesu entwickelt. Im Neuen Testament hebt dieser Reichtum an; und je weiter Jesu Geist durch Zeit und Raum wirkt, um so mannigfaltiger sind die Charaktere, die er bildet, und die Kräfte, die er weckt.

Aber wenn wir Freiheit und Reichtum vom Geiste Jesu aussagen, so ist das noch nicht das Höchste, noch nicht das eigentlich Wesenhafte. Das erkennen wir erst, wenn wir ihn als den Geist der Wahrheit erkennen. Der Wahrheit in dem denkbar tiefsten Sinne, wonach sie unendlich viel mehr ist als nur eine Erkenntnis des Verstandes, wonach sie den ganzen Menschen umfaßt, in seiner Tiefe ihn erfaßt: Wahrheit, als die göttliche Kraft, die der Menschenseele zu ihrem eigentlichen Wesen verhilft, sie zu einem Gedanken, zu einem Kinde Gottes macht.

Ueberall wirkt Jesu Geist, wo Kräfte tätig sind, eine Menschenseele rein und wahr zu machen, sie mit selbstloser Liebe zu füllen und sie so ewig und der Ewigkeit wert zu machen. Wo solche Kräfte wirken, da ist Jesu Geist und da ist christliche Kirche.

Sollte solche Bestimmung zu verschwommen, zu nebelhaft und luftig sein? Dann müssen wir wieder fragen: ist es nicht der Unglaube, der überall sichtbare Größen und sinnliche Unterpfänder haben will? Ist es nicht Sache des Glaubens, das Unsichtbare, das Geistige für die höchste Wirklichkeit zu halten? Lasset uns im Geiste leben, so werden wir lernen, an den Geist zu glauben!

Oder fehlt dieser Bestimmung die Betonung des geschichtlichen, persönlichen Jesus? Seine Gestalt fehlt ihr nicht, sie steht nur im Hintergrunde. Und mit voller Ueberlegung ließen wir sie zunächst im Hintergrunde stehen. Der Geist Jesu ist das, was Jeder braucht, ohne das Keiner von uns zum Glauben kommt. Wo sich echter Glaube findet, da entsteht er nicht aus der bloßen Ueberlieferung von Tatsachen, auch nicht sogenannter Heilstatsachen; noch weniger aber aus Reflexionen und Ueberlieferungen, aus Gedanken und Dogmen: echter Glaube, als die Wahrheit persönlichen seelischen Lebens, entspringt aus persönlichen Erlebnissen, in denen sich das höchste Leben der Seele bezeugt, er entspringt aus der Berührung mit dem Geist Jesu. Aber nicht Jedem tritt diese Kraft, die ihn verwandelt, sogleich als der Geist Jesu entgegen; ja vielleicht wird Mancher, der nach Jesu Geist und von Jesu Geist lebt, sich nie bewußt, wem er im letzten Grunde das Leben seiner Seele verdankt.

Um der Wahrheit willen also lassen wir zunächst Jesu Person im Hintergrunde stehen und binden das Christentum und die Christen an den Geist Jesu. Aber entbehren können und wollen wir Jesu Person keineswegs. Der Einzelne wird im Durchschnitt um so kräftiger und reiner Jesu Geist spüren, je deutlicher ihm sein Personbild wird und je näher es ihm rückt. Und wenn es auch wahr ist, daß Viele, ja die Meisten unter den echten schlichten Christen niemals eine lebendige Vorstellung von Jesu Bild und eine innige Beziehung zu seiner Person gewinnen, sondern von dem Geiste Jesu leben, der durch echte Jesusjünger ihnen nahe tritt: die Gemeinde als Ganzes kann sein Personbild nicht entbehren; und wer ihr dienen will, der sorge, daß sein Bild immer deutlicher und immer heller unter uns leuchte, damit von ihm ausströme die Kraft, von der wir alle leben, die Kraft seines Geistes. H S

Bedürfen wir neben den Gemeindekörperschaften noch anderer Organisationen für die Gemeindearbeit?

2

Von streng gläubigen und überzeugten Anhängern der Bekenntniskirche, den sogenannten „positiven" Christen, hört man gelegentlich äußern, die Kirche werde sich mehr und mehr

von allem Streit und aller Aktivität zurückzuziehen und nur in der Stille der Erbauung derer zu dienen haben, die sich nach den von ihr verwalteten religiösen Schätzen sehnen. Das hieße meines Erachtens nichts Anderes, als den religiösen Bankerott erklären, — nichts Anderes, als den erfolgten Tod der evangelischen Kirche besiegeln. Denn wahre Religion ist durch und durch Leben, bewußtes Leben in Gott. Und eine Kirche, die sich dessen noch bewußt ist, Hüterin wahrer Religion zu sein, wird es nun und nimmermehr lassen können, das in ihr treibende und drängende religiöse Leben auch zu betätigen und auch äußerlich zu kraftvoller Entfaltung in den Gemeinden zu bringen.

Kaum begreiflich ists, daß dem offensichtlichen Verfall des kirchlichen Lebens gegenüber nicht schon längst ein ausgiebigerer Gebrauch gemacht ist vom §§ 46 der Kirchengemeinde-Ordnung, der dahin lautet:

Mittels statutarischer Bestimmung können in einer Gemeinde besondere, die vorstehende Ordnung ergänzende oder modifizierende Einrichtungen aufrecht erhalten oder neu eingeführt werden. Geeignetenfalls ist das Ganze der Gemeindeordnung in einem förmlichen Gemeindestatut zusammenzufassen. Zur Festsetzung statutarischer Ordnungen bedarf es der Zustimmung der Gemeindevertretung, der Prüfung durch die Kreis- und Provinzialsynode, der Anerkennung der letzteren, daß die entworfene Bestimmung zweckmäßig und wesentlichen Vorschriften der Kirchenordnung nicht zuwider sei, sowie der abschließenden Genehmigung des Konsistoriums.

Fehlts den Gemeinden so völlig an lebendigen und entschlossenen Christen? Fehlts den Pastoren an Tatkraft? oder mangelts den Gemeindekörperschaften noch immer, wie vor achtzehn Jahren in Magdeburg, an verständnisvollem Entgegenkommen? Ist den Synoden und dem Kirchenregiment die Frage noch immer nicht brennend genug aufs Gewissen gefallen, ob nicht dem zunehmenden Verfall kirchlichen Lebens und der weitgehenden Kirchenflucht unserer Zeit etwa Ursachen zu Grunde liegen, die vielleicht mehr in Fehlern und Mängeln des hergebrachten Kirchenwesens als in religiösem Indifferentismus und in direkter Christentumsfeindschaft der großen Masse unseres Volkes zu suchen sind?

Sei dem, wie ihm wolle. So, wie es bisher steht, kann es und darf es nicht weiter gehen, wenn die Evangelische Kirche — was Gott geben möge — eine Leben wirkende Macht im Deutschen Volke sein und wieder werden will. Und ich begrüße, wenn auch nicht mehr mit jugendlich siegesgewissem Optimismus, so doch mit aufrichtiger Freude, diese unsere Konferenz für Evangelische Gemeindearbeit, die in Verfolg der Sulzeschen Gemeindereform-Gedanken den meiner Ueberzeugung nach einzig richtigen Weg zur Ueberwindung der herrschenden religiösen Wirren und damit zur Gesundung der Kirche eingeschlagen hat. Alles Zögern und Zaudern der kirchlichen Organe und Behörden — so wage ich zu hoffen — wird die Gemeindereform im Sulzeschen Sinne nicht zu hindern vermögen, denn diese Reform liegt im Entwicklungszuge echt evangelischen Christentums, das so überhaupt erst zu voller und freier Entfaltung wird kommen können. Die Gemeinde-Organisation nach Sulze räumt auf mit den letzten Bollwerken hierarchisch-katholischen Wesens in der evangelischen Kirche. Sie drängt dahin, unbekümmert um die Form des Bekenntnisses als Mitglied der idealen christlichen Gemeinde Jeden herzlich willkommen zu heißen, der in treuer Gefolgschaft Jesu, des Anfängers und Vollenders wahren Menschentums, am Aufbau einer von der Liebe getragenen Gemeinde ernstlich mitzuarbeiten willens ist. Sie räumt auf mit den unerträglichen Rechtgläubigkeitsfragen, den Ketzer- und Spruchgerichten. Sie macht die Tore der Kirche weit, und wird in der gemeinsamen Liebesarbeit es Vielen erst zum Bewußtsein bringen, daß sie echte Jünger Jesu sind, obschon sie es in ihrer bisherigen Entfremdung kirchlichen Lehren gegenüber garnicht mehr wagten, sich für Christen zu halten. Sie wird andererseits viele kirchlich-dogmatisch Gefesselte es spüren lassen, daß Gaben und Kräfte von Christo her in zahllosen Mitmenschen wirksam sind, deren stark abweichender Bekenntnisstandpunkt es sie nun und nimmer mehr hätte vermuten lassen. Denn die wahre Religion des Herzens ist tolerant und macht tolerant. Nur der Kopf in seiner Eitelkeit wagt es Schranken zu ziehen. So werden unter dem Panier der einigenden Liebesarbeit an und in der Gemeinde die unheilvollen, den Siegeszug des Christentums hemmenden Zerklüftungen der Kirche schwinden, und wird in den Gemeinden mit ganz anderm Erfolge als bisher der Kampf gegen den einzig wirklichen Feind des Christentums, gegen den blöden Materialismus und wissenschaftstrunkenen Naturalismus, aufgenommen werden können.

Wenn es nach allem bisher Gesagten als erwiesen gelten darf, daß die Evangelische Gemeinde zur Entfaltung christlichen Lebens neben den Gemeindekörperschaften noch anderer Organisationen dringend bedarf, so gestatten Sie mir nur noch wenige Bemerkungen zu der wichtigen Frage, wie ist zu organisieren?

Da dürfte als erstes und grundlegendes Erfordernis die Abhaltung regelmäßiger Gemeinde-Versammlungen zwecks Erörterung religiöser, sittlicher und sozialer Fragen aller Art in freier Rede und Gegenrede zu nennen sein. Diese etwa vierwöchentlich stattfindenden Diskussionsversammlungen müssen als eine dauernde Einrichtung in der Gemeinde-Ordnung vorgesehen werden. Sie werden zweckmäßig, — aber sie müssen nicht unbedingt unter der Leitung des Pfarrers stehen. Sie sollen der freien Aussprache dienen und der Mannigfaltigkeit evangelischen Lebens und Empfindens ungehemmten Ausdruck geben. Nicht einen sogenannt „erbaulichen" oder kirchlich-apologetischen, — wohl aber entschieden christlich-apologetischen Charakter sollen sie zu wahren suchen. In konfessionell ungebundener Weise müssen sie wieder und immer wieder an der Persönlichkeit Jesu das wahre Wesen und das hohe Ziel des Menschen als eines vom Bann der Sinnenwelt frei gewordenen, bewußt in Gott, dem geistig-metaphysischen Urgrund alles Seins wurzelnden geistig-sittlichen Wesens zur lebendigen Anschauung bringen und so für wahres Christentum, als die Religion der aus dem Leben in Gott fließenden Gottes- und Nächstenliebe, ein tieferes Verständnis zu wecken suchen. Die Predigt in den allsonntäglichen Gottesdiensten dringt nicht ans Ohr der Kirchenfeinde, sie ist nicht vorhanden für die große Schaar der kirchlich Entfremdeten, die nichts von Theologie und kirchlicher Lehre wissen wollen, die aber doch oft brennenden Herzens nach Religion, nach Licht und Leben in Gott verlangen. In diesen Diskussions-Versammlungen werden viele Zweifel geklärt und wird Anregung mannigfachster Art geboten werden können, wenn ohne Aufdringlichkeit durch alle Erörterungen und Darbietungen nur immer wieder die Frage hindurchklingt: „Wie dünket euch um Christo?" Hier lautet die Losung nicht „Durch die Kirche zum Christentum", sondern umgekehrt „Durch Christentum zur Kirche". In diesen Versammlungen wird der Gedanke der Gemeindereform auf dem Boden gemeinsamer Liebesarbeit zu erwägen und zur Reife zu bringen sein. Denn erst wenn tief wurzelndes religiöses Leben geweckt und eine große Schaar zur Gemeindearbeit willig geworden, wird von einer umfassenden Organisation der Gemeinde die Rede sein können. Die Reform muß durchaus von unten, — muß aus dem Volke, aus dem religiösen Verlangen der Gemeinde selbst erwachsen. Nur so wird ein gesundes Wachstum der idealen christlichen Gemeinde erwartet werden können. Alles vorzeitige Eingreifen und Organisieren von oben her ist vom Uebel, führt zu leerem Schematismus und wird nimmer im Stande sein tote Gemeinden zum Leben zu erwecken. Wenn dann aber in den Gemeinden irgendwo wirkliches, von der Liebe erfülltes Leben sich regt, da sollte das Kirchenregiment still bei Seite treten und sollte sich hüten, in die vielleicht eigenartigen Lebensäußerungen mit dem Maßstab kirchlicher Bekenntnisse irgendwie störend einzugreifen. Denn „wehe euch Gesetzesgelehrten, daß ihr den Schlüssel der Erkenntnis an euch genommen habt; selbst seid ihr nicht hineingegangen und haltet die, die hineingehen wollen, noch ab" (Luk. 11, 52). „Der Wind aber weht, wo er will, und du hörst sein Brausen, aber du weißt nicht, woher er kommt und wohin er geht; so ist es mit Jedem, der aus dem Geist geboren ist" (Joh. 3, 7). Manch Einer, der vor kirchlichem Forum übel besteht, dürfte dem von Jesu erschlossenen Himmelreich, dem Leben in und aus der Tiefe der metaphysisch-geistigen Welt, näher sein, als viele der gewohnheitsmäßig „Herr, Herr" sagenden kirchlichen Christusbekenner.

Ist so erst in weiteren Kreisen für ein Christentum der Tat Interesse erwacht, dann gilts auch unverzüglich das keimende Gemeindeleben zu pflegen durch umsichtige Organisierung der Gemeindearbeit. Zu dem Zweck muß die Gemeinde vor allem übersichtlich gemacht werden, — sie muß genügend Augen und Ohren bekommen, um helfen und wirken zu können. Damit ergibt sich das ganze weitere, schon Eingangs meiner Darlegungen kurz skizzierte Organisations-Programm ganz von selbst. So ist es selbstverständlich, daß eine Gemeinde, die den Charakter einer religiös-sittlichen Gesinnungsgemeinschaft wahren und als solche sich betätigen will, nicht uferlos anschwellen darf. Sie muß sich innerhalb solcher Grenzen halten, die übersehbar bleiben und der Arbeitskraft des Pfarrers, als ihres berufenen Führers, nichts Unmögliches zumuten. Keine Gemeinde sollte mehr als 5000 Seelen umfassen, und alle Hebel müssen in Bewegung gesetzt werden, um solche für ein gesundes Gemeindeleben grundlegende Forderung endlich auch durchzusetzen. Durch Herstellung und sorgfältige Führung eines Gemeindebuches muß die so abgegrenzte Gemeinde sich über Zahl, Beruf, Familienstand und sonstige Verhältnisse ihrer sämtlichen Mitglieder Klarheit zu verschaffen und dauernd zu erhalten suchen. Das ist für jedes Gemeinwesen eine Forderung einfachster Ordnung. Um ihr gerecht werden zu können, bedarf es einer weitgehenden Gliederung der Gemeinde in möglichst zahlreiche und kleine Bezirke. Für jeden Bezirk ist ein, wenn irgend möglich durch Wahl der im Bezirke ansässigen Hausväter vorzuschlagender und vom Gemeindekirchenrat zu bestätigender Vertrauensmann anzustellen, dem die Aufgabe zufällt, die Gemeindeliste innerhalb seines Bezirks zu führen und dauernd in Ordnung zu halten und auf Grund dieser Funktion persönliche Fühlung mit den Familien des Bezirks zu gewinnen und soweit möglich auch dauernd zu unterhalten. Damit gewinnt die Gemeinde die erforderlichen Augen und Ohren für alle in ihr herrschenden Notstände, und da Liebe allein die tragende Kraft der ganzen Organisation ist und sein soll, so wird man erwarten dürfen, daß es den „Vertrauensmännern" bei Ausübung ihres Amtes auch an dem erforderlichen Takt und Feingefühl nicht fehlen wird. Je eine Gruppe von „Vertrauensmännern" untersteht der Leitung eines Mitgliedes des Gemeindekirchenrates, oder des nach Sulzes Wunsch neu zu schaffenden „Presbyteriums". Im letzteren Falle würden die Funktionen des Gemeindekirchenrats und der Gemeindevertretung sich ganz auf Erledigung der äußeren, finanziellen und rechtlichen Angelegenheiten der Gemeinde zu beschränken haben, während den Mitgliedern des Presbyteriums und seinem Stabe von Vertrauensmännern die Sorge für alle Fragen des inneren Lebens, für Seelsorge und Wohlfahrtspflege in der Gemeinde zustände. Für das Presbyterium könnten und dürften nur Männer in Frage kommen, die Zeit genug haben und bereit sind, ihre ganze Kraft in den Dienst der Sache zu stellen. Nach dem bisher beobachteten Verhalten der Gemeindekörperschaften dürfte in den weitaus meisten Gemeinden die Errichtung eines Presbyteriums durchaus wünschenswert erscheinen. Die sämtlichen von den „Vertrauensmännern" gesammelten Fäden, die geführten Listen und eingezogenen Berichte laufen im Pfarramt und einem ihm anzugliedernden Gemeindebureau zusammen, das unter der Leitung eines dem Pfarrer unterstellten Gemeindehelfers steht. Dem Pfarrer erwächst aus solcher Einrichtung ein klarer Einblick in das gesamte Gemeindeleben, in seine wirtschaftlichen, sozialen und sittlichen Nöte. Zugleich aber wird ihm mit dem „Gemeindebureau" die so dringend zu wünschende Entlastung von ödem Schreibwerk in endlosen Verwaltungsangelegenheiten zu Teil, — seine Kraft wird frei gemacht für die höheren Pflichten des Berufs, für die Pflege persönlicher Beziehungen und seelsorgerischen Verkehrs innerhalb der Gemeinde. In häufigen Konferenzen mit dem Presbyterium und den Vertrauensmännern wird jedem Notstand in der Gemeinde die gebührende Beachtung geschenkt und Maß und Art der rechten Hülfe erwogen werden können. — Daß sich dank solcher Organisation auch der Frauenhilfe ein überreiches Feld der Liebesarbeit in der Gemeinde erst recht erschließen wird, bedarf kaum des besonderen Hinweises. Wo es nur immer gilt,

Schäden im Familienleben zu bekämpfen, das sittliche Niveau der Ehe zu heben, Mütter und Kinder mit Schutz aller Art zu umhegen, die heranwachsende Jugend zu hüten, Krankheitsnöte zu lindern, — da ist die Hilfe der christlichen Frau unentbehrlich und eröffnet sich ihr ein Feld sozialer Betätigung von schier unermeßlichem Kulturwerte.

Und damit genug. Ich bin mir dessen bewußt, Ihnen ein recht lückenhaftes, nur die allgemeinsten Gesichtpunkte streifendes Referat geboten zu haben. Ich hoffe und wünsche aber, daß es mir gelungen sein möge, die seit Jahrzehnten in mir lebendige Ueberzeugung von der dringenden Notwendigkeit einer weitergehenden Organisation der evangelischen Gemeinden auch in Ihnen ein wenig zu stärken und neu zu beleben. Und so schließe ich mit derselben dringenden Bitte, die ich vor siebzehn Jahren an die Gemeinden Magdeburgs richtete: „Lassen wir bei unserem wahrlich großen und bedeutungsvollen Werke allen Parteihader, allen Dogmenstreit aus dem Spiele! Besinnen wir uns endlich darauf, daß wir evangelische Christen sind, denen ein Paulus zuruft: »Habe du den Glauben, den du hast, für dich, vor Gott. Selig wer sich nicht verurteilen muß bei dem, was er für gut findet« (Römer 14, 22). Uns allen strahlt die eine Sonne, die uns in Christo aufging, und doch finds andere Strahlen, die dich und die mich treffen. Nur an der belebenden und erwärmenden Wirkung können wir es allenfalls ermessen, ob die Strahlen, die dich und mich und jeden Einzelnen unter uns trafen, vom gleichen Urquell ausgingen, oder ob nicht. — Lassen wir solche Wirkung zu Tage treten in der gemeinsamen und einigenden Liebesarbeit an und in der Gemeinde!"

Thesen:

1. Das Kirchentum ist starre Form; es wird von Gewohnheit und Brauch, von Theologie und Lehre beherrscht.

2. Christentum ist nicht Lehre, sondern Leben, — bewußtes Leben des Menschen in Gott. In der historischen Persönlichkeit Jesu ist es in vollendeter Weise anschaulich geworden. — Der wahre christliche Glaube ist die Liebe, — Liebe zu Gott und Liebe zum Nächsten, die aus der Liebe zu Gott entspringt.

3. Jeder Versuch, dem Christentum in lehrhaften Formeln, in kirchlichen Dogmen und Bekenntnissen allgemeingültigen Ausdruck zu geben, ist dem Wesen wahrer Religion zuwider, hemmt die freie Entfaltung christlichen Lebens, gibt Anlaß zu endlosen Streitigkeiten innerhalb der Kirche und führt mit Notwendigkeit entweder zu einer knechtischen Pseudoreligion unter anmaßender Priesterherrschaft (Katholizismus) oder zu unaufhaltsam fortschreitendem Zerfall der Kirche (Protestantismus).

4. Es ist der Fehler und das Unglück der Evangelischen Kirche, daß auch sie noch immer den Wert und die religiöse Bedeutung altüberlieferter Glaubenssätze und Bekenntnisse stark überschätzt, — daß sie mit zäher Beharrlichkeit daran festhält als an vermeintlichen Kriterien echten Christentums, anstatt in freier, dogmatisch-ungebundener Gefolgschaft Jesu der Gemeinschaft bildenden Macht der Gottes- und Nächstenliebe allein zu vertrauen.

5. Aus eben diesem Fehler erwachsen der Evangelischen Kirche die größten Schwierigkeiten bei dem Bestreben, die empirischen Gemeinden mit ihren erwählten Körperschaften zu wirklichen, sich in rühriger Gemeindearbeit betätigenden christlichen Gesinnungs- und Arbeits-Gemeinschaften umzuwandeln. (Krankhafte Gemeinschaftsbewegung, — schlaffes Gewohnheitschristentum, — Gleichgültigkeit und Feindschaft gegen die Kirche in weiten Kreisen zu religiöser Mündigkeit erwachter und erwachender Menschen.)

6. Um solche Schwierigkeiten überwinden, — um die absterbende lehrhaft-theologische Bekenntniskirche in eine kraftvolle Kirche der Tat und christlichen Lebens wandeln zu können, sind neben den Gemeindekörperschaften weitergehende Neuordnungen der kirchlichen Gemeinden ein dringendes Bedürfnis. Als erstes und grundlegendes Erfordernis ist in jeder Gemeinde die Begründung eines Hausväter-Verbandes und die Abhaltung regelmäßiger, etwa vierwöchentlich stattfindender öffentlicher Versammlungen zu bezeichnen zwecks Erörterung religiöser, sittlicher und sozialer Fragen aller Art in freier Rede und Gegenrede. In diesen Diskussions-Versammlungen gilt es, Indifferentismus und Feindschaft gegen Kirche und Christentum zu überwinden durch Anbahnung eines tieferen Verständnisses für das wahre Wesen des Christentums und für die Aufgaben der christlichen Gemeinde.

7. Erst wenn in diesen Versammlungen ein tief wurzelndes religiöses Leben geweckt und eine größere Schar zur Gemeindearbeit willig geworden, wird von einer umfassenden Organisation der kirchlichen Gemeinde und der Gemeindearbeit die Rede sein dürfen. Denn eine gesunde Gemeindereform wird nur aus dem religiösen Verlangen der Gemeinde selbst erwachsen können. Alles vorzeitige Eingreifen und Organisieren von oben her führt nur zu leerem Schematismus.

8. Bei der Organisation sind im wesentlichen folgende Punkte ins Auge zu fassen:

a. Aufteilung der ins Riesenhafte gewachsenen empirischen Gemeinden in kleinere übersichtliche Gemeinden (wenn möglich von nicht mehr als 5000 Seelen) mit eigenem Pfarramt.

b. Herstellung und sorgfältige Führung eines „Gemeindebuches“ für jede Gemeinde.

c. Teilung der ganzen Gemeinde in möglichst zahlreiche und kleine Bezirke.

d. Wahl eines „Vertrauensmannes“ für jeden dieser Bezirke.

e. Unterstellung je einer Gruppe von „Vertrauensmännern“ unter die Leitung eines Mitgliedes des Gemeindekirchenrats, oder eines Mitgliedes des nach Sulzes Vorschlag ad hoc zu schaffenden „Presbyteriums“.

f. Errichtung eines „Gemeindebureaus“ und Anstellung eines der Leitung des Pfarrers unterstellten „Gemeindehelfers“.

g. Organisierung der „Frauenhilfe“ zur Unterstützung der „Vertrauensmänner“ bei Bekämpfung aller das Wohl der Familien, der Mütter und Kinder, der Kranken und Gebrechlichen bedrohenden Notstände.

h. Abhaltung regelmäßiger Konferenzen der „Vertrauensmänner“, der Mitglieder des Gemeindekirchenrats bezw. des Presbyteriums, des „Gemeindehelfers“ und der führenden weiblichen Hilfskräfte unter Leitung des Pfarrers.

Brennecke

Der Allgemeine Positive Verband

2

Der Donnerstag brachte dann die letzte Hauptversammlung. Nach einer Andacht des Generalsuperintendenten Lohoff von Altenburg sprach Professor Haußleiter aus Greifswald über „Das Wort Gottes und die Bibelkritik“. Vom Wort Gottes könne nur reden, wem Gott nicht bloßes Gedankenprodukt sei. Es gelte Hebr. 1, 1: Gott hat geredet, zu uns, abschließend in Christus. Von der Stellung zu ihm hängt also die Antwort ab, ob es lebendiges Gotteswort gibt. Sein Wort hat innerlich bestimmte Erkennungsmerkmale: demütigende Selbstverurteilung, eng verbunden mit der Erhebung im Gnadenbewußtsein, und die Befähigung und Kraft zum neuen Wandel in der Liebe. Dies Wort quillt voll in der Bibel, dem Buch der Heilsgeschichte. Den rechten Gebrauch kann die Gemeinde nicht machen, ohne Kritik zu üben. Diese ist Pflicht, aber sie hat ihre Grenzen: man darf das innere Wesen der in der Schrift berichteten Heilsgeschichte nicht mit den Maßstäben des gemeinen Weltgeschehens messen, denn dann macht man die Dienerin Kritik zur Herrin, und dann kann man natürlich mit den Wundern und Weissagungen nichts anfangen. Geht man aber anbetend den Spuren Gottes nach, so wird man erkennen, daß es sich in der Bibel um unerfindbare Erlebnisse handelt, die Gott die Menschen machen läßt, und daß eine innere Einheit die ganze Schrift durchzieht. Innerhalb dieser Grenze hat nun die Kritik ihre lohnenden Aufgaben in den Forschungen über Entstehung der Schriften, Kanonbildung, Textkritik usw.; sie mag das naive Verständnis wandeln in die Erkenntnis, wie in geschichtlichem Werdegang die Offenbarung in unser eigenes Leben münden muß, um es zu gestalten. Vor Beginn der Aussprache erzählte Graf Hohenthal, wie Geheimrat Haußleiter im Spruchkollegium aufgesprungen sei und Jatho zugerufen habe: „Mit solchen Anschauungen unterfangen Sie Sich, zu Weihnachten, Ostern und Pfingsten auf die Kanzel einer evangelischen Kirche zu steigen?“ Er wolle das nicht in Vergessenheit geraten lassen, was die Kirche Haußleiter verdanke.

In der Aussprache wies Professor Feine aus Halle auf den Wandel der Zeit hin: daß man jetzt unter Beifall von Bibelkritik reden dürfe. Wohl würden in der Versammlung Manche sein, die sich von der alten Anschauung der Irrtumslosigkeit nicht losmachen könnten, aber das Entdecken von Entwicklungslinien habe nicht ärmer, sondern reicher gemacht. Man solle der falschen Kritik gegenüber nicht ängstlich sein: sie rektifiziere sich immer von selbst. Die falsche Bibelkritik werde vergehen, wie die Welt mit ihrer Lust, das Wort Gottes aber bleibe in Ewigkeit. Professor Strack aus Berlin wies auf Irrtümer in der Schrift hin; solche Dinge, die die Menschen selbst finden könnten, habe Gott nicht offenbart; die Kritik habe das Recht, auch an einzelne Wunder und Weissagungen ihre Maßstäbe anzulegen (z. B. den der Analogie); man müsse nur in der Erwartung an die Berichte herantreten, daß die Autoren haben die Wahrheit sagen wollen. Superintendent Breithaupt aus Altenkirchen forderte in Sachen der Bibelkritik unbedingte Wahrhaftigkeit gegenüber den Gemeinden in Predigt und Konfirmandenunterricht. In seinem Schlußwort betonte Haußleiter: wer den vollen biblischen Christus wegnehme, der überschreite die Grenzen der Kritik. —

Den letzten Vortrag hielt Professor Bachmann aus Erlangen über den „Religionsunterricht in unseren Schulen“. Er stellte die Schulen als dem Volk in seiner geschichtlichen Bestimmtheit gehörig hin, gab einen genauen Ueberblick über alle Konflikte, Kämpfe und Vorschläge, und prüfte sie (Zwickauer Thesen, Tews u. A.) sehr sachlich und besonnen. Er erkannte die Nöte des Lehrerstandes an. Lehrern müsse es möglich sein, bei Gewissensbedenken den Religionsunterricht ohne Schaden abzulehnen; christliche Eltern müßten das Recht haben, ihre Kinder einem Religionsunterricht zu entziehen, der ihren heiligsten Ueberzeugungen nicht gerecht werde. Eine grundsätzliche Entscheidung, ob der Religionsunterricht in der Schule bleibe, müsse kommen, und man müsse mit der Trennung rechnen. Das wäre ein tiefes Weh. Warmherzig malte er den Wert eines guten Religionsunterrichts aus.

In der Aussprache wandte sich Kreisschulinspektor Pfarrer Borchert von Westerhausen gegen Tews' Wort, daß der Religionsunterricht den Priesterrock ausziehen sollte; er fordere genau das Gegenteil: priesterliche Persönlichkeiten. Professor Zange aus Erfurt klagt, daß die Kirche nicht genug die Lehrer zu praktisch-kirchlicher Arbeit herangezogen habe. Dann wärs zu dieser Entfremdung nicht gekommen. Die Männer der sogenannten religionsgeschichtlichen Schule seien die Hauptpioniere der Mißstimmung der Lehrerschaft gegen die Kirche. Im Unterricht selbst müsse reformiert, der Katechismus zurückgestellt werden. Er fordert geschichtliche Religionslesebücher und wirbt für die Vereinigung positiver Religionslehrer. Rektor Sellschopp aus Rostock bestimmte die Schule als Sache des Hausvaters. Er wendet sich dann gegen Kabisch, dessen Buch „Wie lehren wir unsern Kindern Religion?“ das beste Buch seiner Art sei, weil es Ernst damit mache, daß die Religion in erster Linie nicht Lehre, sondern Leben sei, zugleich aber das schlechteste, weil es von der Qualität dieses Lebens nichts ahne, sondern schwärmerischen Pantheismus, Selbstanbetung, Selbstvergötterung lehre und den Staat zum Götzen mache. Nach einer Mahnung des Pastors a. D. Zillessen in Pankow, die Eltern sollten sich mehr um diese Schuldinge kümmern, da mit dem Schwinden des Religionsunterrichts aus der Schule auch die evangelische Landeskirche falle, bittet Lehrer Krüger-Berlin, man möge sich seiner jungen Kollegen annehmen und rühriger werden, wie es der Liberalismus, z. B. im Buchhandel, längst sei. Nach kurzen Ausführungen des Professors Treutler-Guben aus seiner Schulerfahrung schloß diese letzte Hauptversammlung. —

Am Abend fand dann die öffentliche Schlußversammlung in der Philharmonie statt. Der Saal war ziemlich gefüllt. Unter Vorsitz des Polizeirats von Loebell sprachen vier Redner über das Thema: „Das Wort unseres Gottes bleibet ewiglich.“ „Als Halt und Trost“ — so führte Stiftspfarrer Römer aus Stuttgart in mildem, edlem Vortrag aus — weil es der rufenden Seele aus der Ewigkeit antwortet und sie in die Ewigkeit führt, Jesu nach. Ebenso schlicht, aber kerniger, anfassender sprach Superintendent a. D. Krückeberg von Wanzleben: wie es bleibt „als Lebenstrieb für die Arbeit der christlichen Gemeinde“. Nicht Trost allein, Kraft müsse es werden, um Neues zu schaffen als Kraft der Liebe. Es ist da, wo Jesus Christus Leben gewonnen hat, auch wo sonst manche Unterschiede bestehen. Als sichtbares Zeichen dieses Lebenstriebes steht die Mission da. Die Bibel, die dies Wort bringt, hält die Kirche. Stuhrmann-Barmen protestierte in seinen temperamentvollen, gewaltsamen Ausführungen über das Wort Gottes als „Kraftquelle für das Volksleben“ gegen die Anbetung des Götzen Kraft, gegen den Kulturkoller in Reinkultur, der zur Tragödie auch unseres Volkes zu werden drohe. Hier heiße es Zurück! rufen und mitarbeiten zum segensvollen Wirken. Philipps-Berlin gestaltete seine Darlegungen über das Wort Gottes „als Ewigkeitswert im Wandel der Zeit“ zu einem starken Bekenntnis zu dem dreieinigen Gott, zu dem Glauben, der nur dieses Gottes Werk ist, geweckt durch sein Wort. Alle Feinde hat dieses überwunden, zu allen Völkern dringt es vor

— es kann der Menschheit nicht mehr genommen werden, es ist ewig. Zum Schluß seiner Rede sprach die Versammlung stehend gemeinsam das Glaubensbekenntnis. Nach einer sehr kurzen Andacht des Generalsuperintendenten Keßler von Berlin schloß Graf von Zieten-Schwerin, der Präsident der Generalsynode, die Versammlung, die dann mit dem Gesang des Verses: „Das Wort sie sollen lassen stahn" auseinanderging.

3

Welchen Eindruck hat nun der Kongreß gemacht? Wenn man die konservativen Zeitungen liest, einen imposanten. Mag sein, daß die Teilnehmer zum großen Teil diesen Eindruck gehabt haben. Ich kann es mir nicht gut denken und werde sogleich sagen, warum nicht. Jedenfalls ist nach außen der Eindruck nicht hervorgetreten. Die ganze nicht rechtsstehende Presse hat den Kongreß mit Stillschweigen übergangen, auch die Tägliche Rundschau brachte nur zum Schluß einen ziemlich mageren Bericht.

Selbst wenn ich bedenke, wie die Proklamierung des Liberalismus als des einen Gegners des Christentums verletzen und die Beschäftigung mit einer Veranstaltung, bei der das fertig gebracht wurde, gerade den besonnenen Kreisen verleiden mußte — diese Stellungnahme der Presse bleibt doch bedauerlich. Es erfordert wirklich die Gerechtigkeit, gerade im kirchlichen Leben, nicht einseitig zu sein, und es erfordert die Gewissenhaftigkeit, Fühlung zu behalten, auch wo es schwer ist, auch wo man bekämpft wird und bekämpft. Wer nicht im Parteiwust der Gegenwart das Letzte erblickt, sondern voll Zuversicht hier unter Schmerzen Neues, Besseres sich gestalten sieht, kann nur traurig sein, wenn so durch gegenseitigen Abschluß die Verständnislosigkeit wächst und, was dann stets die Folge ist, der Ton unsachlicher wird. Da war die Beachtung und Bekämpfung, die der Weltkongreß bei der Rechten fand, besser. Aber, wie gesagt, imposant war diese Tagung des Allgemeinen Positiven Verbandes nicht: nicht der Besuch, nicht, aufs Ganze gesehen, das Gebotene, auch nicht der Geist, der da herrschte. Ich habe einen heißeren Atem gesehen und hatte ihn erwartet. Aber auch wenn man das in der Freude über das Vollbrachte etwas überschwängliche Urteil abschwächen muß — man soll den Kongreß auch nicht unterschätzen. Eine starke, eindrucksvolle Kundgebung war er doch.

Der Ton der Redner war im allgemeinen ernst und würdig. Daß in den Aussprachen hie und da Entgleisungen vorkamen, wird so schwer nicht zu nehmen sein. Die Zuhörerschaft verhielt sich insgemein musterhaft ernst. Bei den Referenten fand sich fast durchweg weites Verständnis und warmherzige Anerkennung der Schwierigkeiten und Motive der Gegenseite. Nur zwei machten davon peinliche Ausnahmen: Wahl, für den man sein vielleicht im letzten Augenblick erfolgtes Eintreten für Werner allein als halbwegs entlastend gelten lassen möchte, und Dunkmann. Dieser sprach in einem Ton der Ueberlegenheit, wie er mir durch den Inhalt gerade seines Vortrages nicht gerechtfertigt erschien. Er brachte Aeußerungen, etwa wie diese: Wenn der Liberale von Geist hört, fühlt er sich gleich in die Luft gehoben und fließt auseinander in Sentimentalität. Das ist da die innerste Religion, wo einer so recht im Innersten sich selbst erfaßt und mit sich selbst kokettiert. Die Modernen sind im Gebiet des Geistes sehr unklare, verschwommene Menschen. Eine Predigt erbaut den Modernen umsomehr, je weniger er davon verstanden hat. Da wird das Evangelium gepredigt, in dem das Gesetz vollständig unterschlagen wird; und umgekehrt. Man kann bald lieblich flöten und man kann bald die große Pauke schlagen. Auf dem Sterbebett noch kriegt man die Peitsche: vorwärts! usw. Solche Aeußerungen, die ganz allgemein, nicht etwa gegen Auswüchse oder Einzelne ausgesprochen waren, zeigen doch einen Mangel an Verständnis, Gründlichkeit und Verantwortlichkeitsgefühl, der für das, was dieser Mann den Studenten in Greifswald vortragen wird, trübe Aussichten eröffnet.

Inhaltlich boten die Referate nicht viel Neues. Das wäre ja auch bei diesem Standpunkt und diesen Themen kaum möglich. Das Stoffgebiet war eng. Es hätte sich leicht erweitern lassen, wenn man einen Redner etwa beauftragt hätte, einmal der Zuhörerschaft eine genaue Untersuchung dessen zu geben, was denn eigentlich „der Liberalismus" ist, oder auch, darzustellen, was denn nun wirklich die neue Orthodoxie noch gemein hat mit der alten. Eine solche Aufklärung wäre man doch gerade bei einer solchen ersten Tagung denen schuldig gewesen, die man sammeln will, aber auch denen, gegen die man kämpft. Man warf „dem Liberalismus" geschmackvoll Mangel an Mut vor, er wage seine Leute nicht mit der Gegenpartei bekannt zu machen — wie seltsam: war nicht ausgerechnet „der Liberalismus" es, der auf dem Weltkongreß Adolf Lasson reden ließ? Und lag es an dem Liberalismus, wenn nicht noch andre Vertreter der Rechten dort zu Worte kamen? Wie wärs, wenn der Allgemeine Positive Verband das bei seiner nächsten Tagung nachmachte? Wir garantieren ihm, daß er die nötigen Zusagen bekommt.

Und hier sind wir an dem kritischen Punkte angelangt. Der Kongreß hat es nicht fertig gebracht, Klarheit zu schaffen. Lags am Willen der Leitung, lags am Unvermögen der Referenten? „Aufs Ganze!" „Keine Kompromisse!" so hieß die Losung, die immer wieder erklang. Und je länger je erstaunter fragte man sich: Auf welches Ganze denn? Waren da keine Kompromisse? Der ganze Kongreß ist ja ein großer Kompromiß! Kompromisse haben die Vortragenden geschlossen mit dem Geist, gegen den sie zu Felde rufen und dessen hervorragendste Vertreter aller Verdächtigung und Verketzerung zu trotz das schufen, wovon die Theologen des Verbandes jetzt leben mit ihrer „modern-positiven" Wissenschaft: zum Dank werden sie nun hier in Bausch und Bogen verurteilt und lächerlich gemacht, ohne daß Einer wenigstens für ein Wort des Schutzes hätte. Kompromisse schließen in diesem Kongreß verschiedene Richtungen untereinander — oder sind Schaeders Ausführungen über den Jesus von oben und das, was über die jungfräuliche Geburt Krapowski, der wirklich altgläubige Arbeiter, sagte, dasselbe? Ist das, was bei Andern als „liberal" verschrieen wird, es nicht mehr, wenn es hier modern-positiv gesagt wird? Und Le Seur und die Lübecker? Ueberall sind Risse — verklebt durch Kompromisse — nur daß es nicht an den Tag kommen soll.

Die bezeichnendste Szene der ganzen Tagung zeigte das unwiderleglich. Sie sollte nicht vergessen werden: als Schaeder von Lorenz gestellt wurde und auf alle drei Fragen glatt die offene Antwort schuldig blieb. Der tapfere und kluge junge schlesische Gemeinschaftsmann wird sehr zufrieden gewesen sein zu hören, daß Schaeder in „vielen" Punkten von Kaftan abrücke, während er seine Stellung zur jungfräulichen Geburt und zur Persönlichkeit des Heiligen Geistes so klar umging. In der Pause sprachen hinter mir zwei Herren sich darüber aus. Der eine entrüstet. Der andere: „Ja, was wollen Sie — der Mann ist stigmatisiert in allen Kreisen, die treu zum Bekenntnis stehen, wenn er das so offen sagt." Uebrigens hätte Lorenz auch noch ruhig nach Schaeders Stellung zur leiblichen Auferstehung fragen können: Schaeder sprach von der „wahrhaftigen". Mit was für Gefühlen müssen die Wissenden im Friedrichshain in der großen Volksversammlung auf den Arbeiter Krapowski gehört haben, als er sich zu dem wirklich biblischen Christus, dem „ganzen", bekannte, wie ihn auch die Apostel bekennen — zu dem eben unweigerlich diese Auffassung von der Geburt gehört. Er und viele Andere meinten natürlich ahnungslos, daß die gelehrten Männer, zu denen er mit solcher vertrauensvollen Achtung sprach, alle noch genau stehen wie er, daß sie gerade darum ihn und seinesgleichen hier zum heiligen Protest zusammen gerufen hätten, weil sie ebenso stehen — und keiner der Herren sagte ihnen, daß es längst anders ist. Man schweigt und steht voll zum „ganzen" Heiland — der Liberalismus aber „entgottet" den Heiland, weil er — ja nun, weil er diese Frage auch als „peripherisch" ansieht, d. h. als nicht über seine „Gottheit" entscheidend. Wo fängt denn „der" Liberalismus an? Wo hört der „Liberalismus" auf? „Der Liberalismus", über den als Ganzes Urteile gefällt wurden, die für einige seiner Teile vielleicht einige Berechtigung hätten — der Liberalismus, den

als Gegner „des Christentums" öffentlich hinzustellen das Komitee den traurigen Mut hatte; der vom Monismus unterschieden wurde und zu dem dann doch wieder der Monismus munter hinzugerechnet wurde —: „Wie wundervoll klar ist doch alles bei uns Positiven!" klang es bei Dunkmann.

Im Ernst: sie sollten sich doch nur ein Mal klar machen, daß diese Grenzbestimmung, wie sie jetzt beliebt und den harmlos Glaubenden eingeredet wird, nicht bleiben darf. Gilt Dunkmanns Bestimmung, dann stehen weite Kreise „des Liberalismus" mit ihm gemeinsam, gilt Schaeders, dann sind weite Kreise der „Orthodoxen" eben nicht orthodox. Da hilft alles tiefsinnige und gelehrte Reden nicht.

Aufs Ganze! Wenn sie nur erst einmal bei sich ganze Arbeit machten! Nicht bloß, indem sie das Gebiet der Erörterungen erweiterten — auch, indem sie die Fragen, die sie behandeln, einmal bis aufs Letzte verfolgten und in ihrer praktisch entscheidenden Bedeutung und — Schwierigkeit ihren Anhängern gründlich darlegten! Immer wird so allgemein gesprochen: von verändertem Weltbild, von Notwendigkeit der Kritik, von „nicht Alles auf einer Ebene", von Prüfung „einzelner" Wunder — aber immer da, wo die Fragen dann anfangen, hört die Erörterung auf. Man prüfe die oben gebrachten Ausführungen: ganze Bündel von Fragen liegen da überall ungelöst — unberührt. Um nur z. B. Kropatscheck herauszunehmen: erst bemängelt auch er, daß im Apostolikum das ganze Leben Jesu fehlt — und dann findet er nachher doch alle Hauptpunkte darin. Erst zeigt er in prachtvoller Klarheit und tiefem Ernst alle die Schwierigkeiten, die da dem rechten Verständnis sich ergeben — und dann läßt er die Frage ganz unerörtert: ja, darf denn nun gerade dies Symbolum die Stelle behalten, die es jetzt um jeden Preis haben soll, darf man gerade dies Bekenntnis den Konfirmanden auflegen? Und wenn nun gar Dunkmann sagt: Wir wollen Alles abstreifen, und wenns die schönsten Dogmen wären, was Menschen hinzugebracht haben; nur was wir von Gott haben, wollen wir haben —!

Doch ich will abbrechen — und da soll denn auch die Freude zum Ausdruck kommen über das wirklich Positive an diesem positiven Kongreß: sie sind keine Ganzen und kein Ganzes mehr. Nicht etwa mit hämischer Schadenfreude sei das konstatiert und nicht mit irgendwelchem Beigedanken, der diese Männer verletzen soll, sondern aus der tröstenden Gewißheit heraus: es geht doch vorwärts. Und wenn Viele sich schmerzlich sträuben, das aufzugeben, was ihnen als unaufgebbar bisher erschienen ist und noch erscheint: wir verstehen es, denn wir haben denselben Schmerz durchkostet, als wir dasselbe aufgeben mußten. Geburtsstunden sind Schmerzensstunden — und das ist unsere Zuversicht, daß aus all dem Wirrwarr unserer Tage Neues geboren wird, in dem sich dann doch Viele wieder zusammenfinden, die sich heute befehden — zusammenfinden um den Einen, Jesus Christus, den Lebendigen. Er kann ja nicht bleiben, der unglaubliche Zustand, daß gerade die Fragen, in denen sich eine Annäherung der Forscher unaufhaltsam vollzogen hat, in den Gemeinden und in der öffentlichen Diskussion als die hingestellt werden, an denen sich die Geister scheiden müssen. Die Gemeinschaft muß sich bilden von denen, die sich nach rechts unterscheidet dadurch, daß sie das neue Weltbild eben wirklich als gültig für unsere Vorstellungswelt anerkennt, und nach links dadurch, daß sie Jesus Christus als lebendige Persönlichkeit festhält. Diese Gemeinschaft, die nach rechts und links sich unterscheidet, aber dennoch nicht lieblos rechts und links von sich abschneidet, in dem Bewußtsein: Er, der Lebendige in uns, duldets nicht.

Bis dahin: Keine Vermittlung auf Kosten der Wahrheit und Wahrhaftigkeit. Jede Vermittlung in ernster Arbeit am Reiche Gottes, Jeder an seinem Platz, in brüderlicher Liebe und in treuer Fürbitte für einander. Und muß es dann noch gekämpft sein, so wollen wir alle uns von Robertson sagen lassen: „Wo immer die Ueberzeugung des Gewissens verfolgt wird, sei es durch Feuer und Schwert, sei es durch Verdächtigung und Aechtung oder Verleumdung, sodaß der Makel der Häresie dem Namen angeheftet wird, bis daß es die Menschen für gefährlich ansehen, mit einem Solchen Gemeinschaft zu haben — möchten das Alle beherzigen, die eine Meinung verfolgen —, da muß das Zweifache erreicht werden: man macht Fanatiker und man macht Zweifler, — Gläubige nie." Hermann Pankow

---

Hans Vaihingers Philosophie des Als Ob und die Religion

Die Philosophie des Als Ob. System der theoretischen, praktischen und religiösen Fiktionen der Menschheit auf Grund eines idealistischen Positivismus. Mit einem Anhang über Kant und Nietzsche. Von H. Vaihinger. Berlin, Reuther und Reichard 1911. 839 S. 16, gebunden 18 Mk.

Es ist in der Geschichte des menschlichen Denkens keine vereinzelte Erscheinung, daß Dichter und Künstler mit intuitivem Blick Wahrheiten erschauen und im Bilde aussprechen, denen die schwerfällige systematische Theorie erst viel später nachkommt, um sie in einem philosophischen System begrifflich zu formulieren. Gegeben ist der ganzen Menschheit als Objekt für Kunst und Philosophie Welt und Leben eigentlich nur einmal und zu allen Zeiten als das eine und gleiche. Der Künstler schaut und formt Bilder und Gestalten; seine dem Sinn und Kern des ganzen Geschehens näher verwandte Seele fühlt sich tief in das Ganze hinein, und in farbigen Bildern hält er das Geschaute fest. Aber ganz langsam und allmählich wächst unsere theoretische Einsicht; Weltanschauungen, die vor Jahrhunderten in Bildern und Gleichnissen schon geäußert worden sind, erhalten ihre theoretischen, unsere intellektuellen Bedürfnisse befriedigenden Einkleidungen erst ganz allmählich und wachsen so ganz langsam zu dem mächtig aufragenden Dome unserer philosophischen Welt- und Lebensanschauungen zusammen. Vor mehr als hundert Jahren äußerte Goethe die Ueberzeugung: „Am farb'gen Abglanz haben wir das Leben"; in ähnlicher Weise ist der metaphorische Charakter unserer Erkenntnis schon oft von Dichtern und auch von religiösen Schriftstellern und Philosophen behauptet worden, ohne in seiner prinzipiellen Tiefe recht verstanden zu sein. Kants Philosophie ist eine Bestätigung jener oft geäußerten und geahnten Erkenntnis; aber sie ist es nicht in dem Sinne, wie sie von den Kantauslegern bisher meistens aufgefaßt und dargelegt worden ist. Es mußten weitere hundert Jahre vergehen, bis ein tüchtiger Kantkenner, dessen ganzes langes Leben dem Studium jenes großen Denkers und Menschen gewidmet war, den tiefen verschütteten Schacht der Kantischen Philosophie freizulegen unternahm, von dem her eine radikale Wendung in unserm theoretischen, praktischen und religiösen Leben einsetzen kann. Es handelt sich um eine Aufdeckung und Betonung der großen Wichtigkeit, die der bisher fast garnicht beachteten Als-Ob-Betrachtung im Ganzen der Kantischen Philosophie zukommt — eine Betrachtungsart, die in dem vorliegenden Werk von Vaihinger bei Kant dargelegt und die dann selbständig in ihrer ganzen systematischen Weite und positiven Bedeutung von Vaihinger zu einer eigenen philosophischen Gesamtanschauung ausgebaut worden ist. Diese letztere könnte man kurz als Fiktionsphilosophie bezeichnen, da ja das „AlsOb" in den vielfachen Formen der Fiktionen im Ganzen und im Einzelnen des menschlichen Denkens den eigentlichen Gegenstand dieser Philosophie bildet.

Ganz besonders wichtige Konsequenzen ergeben sich meines Erachtens aus der Einsicht in den durchgängig fiktiven Charakter unseres Denkens für die religiösen Vorstellungen und für die gegenwärtige Lage der protestantischen Religionsauffassung. Wenn sich infolge des Vaihingerschen Buches bei jedem denkenden Menschen mit religiös-protestantischem Interesse zunächst eine große Unsicherheit gerade in Bezug auf die religiöse Ur- und Grundvorstellung, nämlich inbezug auf die Gottesidee und die damit zusammenhängenden Fragen einstellen wird, insofern nämlich, als nichts Geringeres als die Leugnung des existentiellen Daseins Gottes im herkömmlichen Sinn teilweise im Mittelpunkte der Erörterungen über die fiktive Natur unseres Denkens steht, so muß die schließliche Klärung und Verständigung

in der Richtung gesucht werden, daß alles, was von Kant-Vaihinger einer so radikalen Umwälzung in unserer Auffassung unterworfen wird, doch nur unser Denken und Vorstellen ist, also auch in bezug auf die Religion nur das Vorstellungs- und Gedankenmäßige in ihr, nicht ihren gefühlsmäßigen Kern und ihre moralische Willensbestimmung angeht. Sämtliche Vorstellungen, besonders auch die religiösen, in die wir unser gefühlsmäßig Wesenhaftes, das Verpflichtende unserer Willensimpulse und die Produkte unseres auf praktisch-technische Berechnung der Naturfaktoren gerichteten Denkens einkleiden, werden von Kant-Vaihinger als fiktiv nachgewiesen — sie sind nur Betrachtungen, als ob das und das wirklich so wäre. Irgend ein theoretischer Erkenntniswert kommt ihnen nicht zu; sie sind nur für die Praxis des Lebens bestimmt, Manipulationen, Kunstgriffe und dergleichen des Denkens für die Berechnung der Naturgegebenheiten und für unsere moralische Orientierung in der uns umgebenden Welt. Aber irgend ein Selbstzweck kommt daher dem Denken nicht zu. Nach dieser Vaihingerschen Darlegung bleibt uns auch inbetreff der Gottesvorstellung nicht mehr der Ausweg, von einem wenn auch „unerforschlichen" Absoluten hinter den Erscheinungen, das wir uns in Bildern und Gleichnissen klarlegen und in der Gottesidee verehren, zu reden; das Absolute wird vielmehr zur Fiktion, hinter den Gleichnissen und Bildern steht nichts Wirkliches; die Gottesidee ist in Wahrheit nur eine Gottesidee ohne existentielle Wesenheit dahinter — ein Objektives, von unserer Subjektivität Unabhängiges gibt es nicht. Was als Wirkliches bleibt, das ist nur die Koexistenz und Sukzession der uns gegebenen Empfindungen, die wir vermöge der ebenfalls als fiktiv aufzufassenden Kategorien zu unserer Vorstellungswelt zusammenbauen. Man könnte das Ganze den Natur- oder Weltprozeß nennen; das ist aber keine Erklärung, sondern nur ein Name für das Geschehen, welches sich nicht uns gegenüber objektiv abspielt, sondern in welches wir mit all unserm Fühlen, Denken und Vorstellen eingespannt sind und welches wir an keiner Stelle als existentielle Wirklichkeit uns gegenüber „erkennen". Praktisches Sichorientieren — das ist alles, wozu unser Denken ausreicht und wozu unsere ganze Vorstellungswelt allein dienlich ist. Die merkwürdige Tatsache, daß wir überall gedanklich mit Fiktionen arbeiten, überall das bloße Gegebensein der Empfindungen in ihren Koexistenzen und Sukzessionen zu dem Gebäude unserer Vorstellungswelt verfälschen und doch in unsern Berechnungen und moralischen Orientierungen die Wirklichkeit immer wieder treffen — das ist das eigentliche Problem aller Logik und Erkenntnistheorie, ein Problem, das Vaihinger in folgender Weise formuliert: „Wie kommt es, daß — trotzdem wir im Denken mit einer verfälschten Wirklichkeit rechnen, doch das praktische Resultat sich als richtig erweist?" Die Lösung dieser Frage ist nicht im Wirklichen, sondern in der Natur des Denkens zu suchen.

Fiktiv ist also unsere Vorstellungswelt als Ganzes — eine durch die subjektiven Denkzusätze, die Kategorien verfälschte Wirklichkeit. Fiktionen durchziehen aber auch rein logisch in allen Wissensgebieten unser Denken und wirken hier wie in der Lebenspraxis heuristisch und regulativ neben den traditionellen „orthodoxen" Bahnen des Denkens, der Induktion und der Deduktion. Vaihinger hat sich die große Mühe gemacht, in einer genauen Klassifikation alle irgendwie auffindbaren Arten von Fiktionen in sämtlichen Wissensgebieten klarzulegen, und manches überraschende neue Licht fällt von da auf gedankliche Operationen, die bisher völlig dunkel waren oder doch vielfach falsch aufgefaßt wurden. Vergegenwärtigen wir uns den fiktiven Charakter des Denkens an einem bekannten Beispiel der Mathematik: Zur Berechnung des Kreises wird dieser als ein Polygon mit unendlich vielen Seiten vorgestellt; nur durch diese beiden sich gegenseitig aufhebenden Fiktionen wird die Berechnung des Kreises überhaupt erst möglich: zunächst behandelt man den Kreis als ein Polygon, was nicht richtig ist; und dann soll dieses Polygon unendlich viele Seiten haben, was ebensowenig möglich oder denkbar ist. Aber durch diese fiktive Methode der beiden entgegengesetzten Denkfehler wird der praktische Zweck des Denkens, nämlich die Berechnung des Kreises erreicht. In solchen praktischen Zwecken besteht vom biologisch-genetischen, also entwicklungsgeschichtlichen Gesichtspunkt aus schließlich die Bedeutung alles Denkens, alles Vorstellens.

In der fiktiven Betrachtung der Vorstellungswelt ꝛc. steckt aber keineswegs das negative Urteil ihrer absoluten Wertlosigkeit. Im Gegenteil; ihr praktischer Wert als regulative Richtschnur für uns ist enorm und ganz unentbehrlich, wenn auch unserer ganzen Vorstellungswelt ein existentieller Untergrund abgesprochen werden muß. Ist dies aber der Fall, dann fällt auch die existentielle Wirklichkeit der Gottesidee, die man bisher, wenn auch oft nur ganz blaß und des Anthropomorphen möglichst entkleidet, festgehalten hat; dann hat es keinen Sinn mehr, von einem zwar wirklichen, aber „unerforschlichen" Gott zu sprechen; dann behält der Atheismus recht, so weit er sich auf die Wirklichkeitsleugnung eines uns gegenüber befindlichen objektiven Gottes beschränkt, sich aber nicht zugleich gegen das religiöse Gefühl und gegen die regulative Wichtigkeit und Notwendigkeit der Gottesidee richtet. Hier allerdings bleibt die Gottesvorstellung unentbehrlich, aber vielleicht in echt protestantischem Geiste erhebt sich hier das religiöse Bewußtsein evangelischen Christentums zu einer freien und selbständigen Höhe; es verlegt den Kern der Religiosität aus dem peripheren Gebiet des Vorstellungs- und Gedankenmäßigen in die reine Innerlichkeit des Gefühls, aus der dann die sittlichen Willensimpulse wachsen. Aber auch die alten liebgewordenen Vorstellungen der Religion werden nicht wertlos, als regulativen Ideen wächst ihnen nun eine ganz besondere Wichtigkeit zu; indem sie nun unser Handeln bestimmen und nicht mehr Gegenstände theoretischen Grübelns sind, wirken sie in ihrer eigensten Sphäre, und die ihnen bisher fälschlich zugeschriebene existentielle Wirklichkeit verwandelt sich in eine regulative Gültigkeit.

Ohne über diese Darlegungen des Buches ein definitives Urteil fällen zu wollen, ohne auch den jetzigen die Zeit so tief erregenden religiösen Gärungen vorzugreifen — so viel läßt sich mit Sicherheit behaupten: die große religiöse Spannung in dem protestantischen Teile unseres Volkes und die vornehm und ruhig dargelegten neuen Erkenntnisse des vorliegenden Vaihingerschen Werkes werden in dem Streben nach einer innerlichen und äußeren Erneuerung unseres religiös-protestantischen Lebens zusammenwirken. Gewiß kann in dieser Als-Ob-Betrachtung der Dogmen und Glaubensvorstellungen nicht die endgültige Lösung des religiösen Geheimnisses erblickt werden. Aber es handelt sich hier um einen Grundstein, der fest in das Fundament unserer allgemeinen und religiösen Weltanschauung eingefügt werden muß; es handelt sich um eine Wegrichtung, die uns noch zu tüchtigen und fruchtbaren Resultaten für unsere Orientierung in dem Ganzen auch des religiösen Problems führen mag. Etwas Endgültiges kann auch in der Als-Ob-Philosophie nicht gegeben werden — in dieser weniger als anderswo, da ja auch das Endgültige, das Absolute für diese Auffassung nur als Fiktion verstanden werden kann. Zu dem einen Ziel des Verständnisses von Denken und Leben, auch des religiösen, werden wir von der Als-Ob-Philosophie aus in eine Richtung gewiesen. Dieses Ziel religiöser Erkenntnis und religiös-ethischen Lebens wird uns aber um so deutlicher und verständlicher werden, wenn wir neben diesem positivistisch-pragmatischen auch den idealistischen Weg zu verfolgen suchen. Zwar laufen Positivismus und Idealismus nun seit mehreren Jahrtausenden neben einander her ohne endgültigen Ausgleich; aber soviel geht aus der Geschichte der Philosophie und der Kirchengeschichte deutlich hervor: die Schnittpunkte, in denen beide in der bisherigen Entwicklung zusammengelaufen sind, bedeuten die fruchtbaren Höhepunkte für die philosophische Erkenntnis und Weltanschauung wie für die religions-philosophische Betrachtung. Streben wir deshalb auf neuen Wegen einem neuen Ausgleich jener beiden Grundströmungen des menschlichen Denkens entgegen, dann werden viele unsere Zeit bewegenden Probleme und Zweifel, unter ihnen auch das Problem der Gottesidee, in einer höheren und umfassenderen Auffassung — wenn auch nicht ihre Lösung, so doch ihre fruchtbar fortwirkende Erledigung finden.

Hermann Hegenwald

Kindheits- und Jugenderinnerungen eines französischen Kompagniechefs und Thüringer Ziegenhirten

Ihm selber abgelauscht und nacherzählt

Vorbemerkungen

Die Weltgeschichte redet von großen Ereignissen und von hochbedeutenden Männern, von denen wir viel lernen können. Soll aber deshalb das schlichte bescheidene Leben der sogenannten „kleinen Leute“ unbeachtet bleiben? Große Taten und Gestalten sind verhältnismäßig selten. „Kleine Leute“ gibt es viel. Aber auch sie erleben etwas, erfahren so manches. Auch in ihrer Sphäre gibt es große Unterschiede. Nicht Jeder könnte aus seiner Kindheit und Jugend bis zum zwanzigsten Lebensjahre so viel berichten wie unser lieber Freund, der uns in wahrhaftiger, kindlich natürlicher Weise erzählt hat, was er noch wußte und für wissenswert erachtete. Wie in seiner Erzählung — auch in dieser Wiedergabe — sich öfter bei allem Ernst seiner Erlebnisse ein feiner Humor zeigt, so ist mir sein köstlich kindliches Lachen, mit dem er gelegentlich seine Berichte begleitet hatte, in besonders lieber Erinnerung, leider aber durch Schriftzeichen nicht festzulegen.

Es war nicht grade leicht, ihm, der undeutlich spricht und andeutend erzählt, auch zum Teil satz- und zusammenhanglos vor sich drängende Reminiszenzen berichtet und recht schwer hört, seine Kindheits- und Jugendgeschichte abzulauschen. Er hat sie aber sehr gern in etwa gut zwei Stunden erzählt, während ich nachstenographierte. Nach dem Interesse, das ich selber, aber auch schon Andre daran genommen haben, lohnt es, sie einem weiteren Kreise zugänglich zu machen. Zumal in dem Ichton der Erzählung, auch mit den vielen direkten Reden, und den kurzen kernigen Bildern. Sie hat uns doch mancherlei zu sagen. Geschichtlich interessant und sicher typisch ist die Darstellung der Not der Hungerjahre in den 40ern des vorigen Jahrhunderts. Wie gut haben es doch im Vergleich dazu die heutigen Arbeiter und Armen! Da hört man zu eigener Beschämung auf, ein blinder laudator temporis acti zu werden, wenn man es überhaupt jemals gewesen ist.

Das könnte antisozial klingen. Tatsächlich aber sind diese Jugenderinnerungen ein kleiner Beitrag zur sozialen Frage. Jedem Leser wird auffallen, welch große Rolle in den Berichten das Essen und Trinken spielt. Wird schon alles mit epischer Gemächlichkeit, mit peinlicher Umständlichkeit beschrieben; wird vieles ausgesprochen, was unsereins als selbstverständlich garnicht aussprechen zu müssen glauben würde, so ist die Erinnerung an das, was gegessen und getrunken ist, daran, ob überhaupt gegessen ist oder nicht, besonders stark. Die Mahlzeiten, auch die schlichten, sind die Feste und Höhepunkte des Lebens. Zweifellos steckt darin eine gute Portion Materialismus. Würden wir darüber aber weiter nichts sagen, täten wir unsrer treuen Seele bitter Unrecht. Die Nahrungsmittel sind sauer verdient, oder sie sind wertvolle Geschenke und Anerkennungen. Der bitteren Not entspringt die auch biblisch geweihte, christlich anerkannte „Freude“ am Essen und Trinken. Man mag sich freilich manchmal fragen: Wie stehts mit dem Leben derer, die in der bloßen Selbst- und etwa auch noch Familienerhaltung den Zweck ihres Daseins erblicken? erblicken müssen? Das Urteil, daß solch Leben, in dem sich alles nur um dessen leiblich-natürliche Erhaltung dreht, mehr oder weniger zwecklos wäre, wäre ungerecht und lieblos. Denn die Arbeit, die dieser Selbsterhaltung wegen für Andere geleistet und geliefert werden muß, kommt doch eben Anderen zugute!

Wie gut ist es uns, wie not tut es uns, daß wir uns in die Seele solcher einfachen Menschenkinder einmal völlig hineinfühlen, hineinfinden, hineindenken. Es soll dies nicht nur ein Anempfinden bleiben, sondern zum Hineinempfinden ausreifen. In ihrer Lage wären wir gewiß nicht anders als sie, vielleicht noch nicht einmal wie sie, die so treuherzig und bieder von sich zu erzählen wissen. Wenn ich von mir auf Andre schließen darf: tut sich uns nicht vielfach eine ganz andre, neue, nicht ohne weiteres schlechtere Begriffswelt auf? Ich habe vor diesem Manne trotz so manchen Zuges, den man nicht billigen kann, trotz des eigentümlichen Parfüms, das über gewissen Partieen ausgebreitet liegt, Respekt bekommen. Ich habe Respekt bekommen vor der Vielseitigkeit seiner Fähigkeiten, vor der Anpassungsfreudigkeit seines Wesens, vor den verschiedensten einfachen Berufsarten, von denen jede eine Welt, eine Wissenschaft, eine Fähigkeit und Fertigkeit für sich darstellt.

Diesem Respekt gebe ich um so unverhohlener Ausdruck, als ihm in seiner Gemeinde dieser Respekt vielfach versagt wird. Ich möchte an ihm gleichzeitig gut machen, was ein Teil der menschlichen Gesellschaft ihm vorenthalten hat und noch versagt. Caspar heißt der Autobiograph (Auto — von meiner Vermittlung abgesehen). An dem zu Belustigungen reizenden Namen: Cap, „Casperle“ usw. kann es allein nicht liegen, daß man sich gern einmal über ihn amüsiert. Wir haben hier einen Altvers, der gelegentlich auf jeden Caspar angewendet werden kann:

Cap, Cap, säst dem Cap,
Daß der Cap dem Capper sät,
Daß der Cap die Tauben jät!

Es ist nicht recht, daß man einen alten würdigen Mann, auch wenn er sehr schwerhörig ist, auch wenn man ihn geflissentlich betrunken gemacht hat, zum Besten hält. Aber er hat es an einem Karfreitag abgeschworen, wieder Schnaps zu trinken. Zeitweis hatte seine Frau unter seinem Trinken recht zu leiden. Sie bittet mich, ich möchte ihn davon abbringen. Ich muß es wohl getan haben — ich weiß es nicht mehr; es muß mir wohl, mindestens für eine Spanne Zeit gelungen sein — ich kann es nicht genau sagen; aber jedenfalls bringt mir eines schönen Tages seine Frau ein Tablett mit bestem Dank dafür, daß ich ihn vom Trinken geheilt hätte.

Unsres Caspars Jugendgeschichte gewinnt aber noch eine ganz besondere Bedeutung, wenn wir bedenken, was später aus ihm geworden ist, einmal in der Zeit vom 20. bis 32. Lebensjahre, und sodann in der ganzen Zeit danach. Er ist nun ein Siebziger.

Man wird oft die Probe aufs Exempel machen können: hier ists mir besonders deutlich gewesen, was die Spruchweisheit (20, 11) sagt: Auch kennet man einen Knaben an seinem Wesen, ob er fromm und redlich werden will. Auf Frömmigkeit macht er persönlich sicher Anspruch, jedes Jahr ist ihm Krankenkommunion selbstverständlich. Gelegentliche Durchbrüche und Durchblicke seines kindlichen Gottvertrauens sind mir wertvoll gewesen. Das schließt bei seinem Bildungsgrad und seiner Umgebung freilich einen gehörigen Zusatz von krassem Aberglauben nicht aus, den er jedoch mit sehr vielen teilt. Von seiner Ehrlichkeit zeugt aber grade seine Kindheitsgeschichte an mehreren Stellen. Doch auch nach ungünstigen Seiten hin verrät der Knabe den Mann, signalisiert die Gegenwart die Zukunft. Den Durchbrenner und Deserteur, den Eß- und Trinkfrohen, sowie den Bettler sehen wir mehrfach durchblicken. Mit der Lust am Berufswechsel hängt freilich auch die Fähigkeit zu vielen Fertigkeiten, die Möglichkeit zu vielem Guten eng zusammen. Selbst im Geschicke, nicht nur in der Geschicklichkeit, kündet das Kind den Erwachsenen an, so z. B. in den Nahrungssorgen und dergleichen mehr.

Die Kontraste seines Lebens sind mir wiederholt wehmütigwichtig geworden. Einmal sagt er: Damals hatte ich mehr Goldstücke als jetzt Pfennige. Wieder: Damals aß ich mehr Fleisch als jetzt Brot! Von seinem späteren Leben, in dessen Licht die Jugend natürlich noch besonderes Interesse gewinnt, vielleicht ein ander Mal. Aber so viel sei heute schon gesagt: der bettelnde Junge, der Gärtner, der Knecht, der Schornsteinfeger und Schmiedegeselle ist später Musketier und Deserteur, Fremdenlegionär und sogar tapferer Kompagniechef gewesen, hat schon in den 60ern des vorigen Jahrhunderts drei Erdteile kennen gelernt, hat Berber besiegt und Mexiko erstürmen helfen, ist mit Napoleon III., Wilhelm I., Blumenthal und Andern in wichtige persönliche Berührungen gekommen. Er hat 1870 die Schlacht bei Orleans gewinnen helfen. Dann aber wieder hat man ihn, den Tapfersten, hier nicht einmal der Aufnahme in den Kriegerverein für würdig befunden; dann wieder hat er sich als Tagelöhner und Ziegenhirte, gelegentlich auch als bettelnder Mann und bedürftigster Almosenempfänger das Leben fristen müssen. Jetzt hat ihn ein Feind überfahren, nun liegt er, ohne zu

klagen und zu murren, still auf seinem Lager, von dem aus er mir erst sein späteres, dann sein früheres Leben erzählt hat. Wer an dem schlichten lieben Mann Gefallen findet, dankt ihm vielleicht die Freude, die er durch ihn gefunden, durch eine Spende, mit der ihm wirklich gedient wäre. Viktor Kirchner

1

Mein Vater Georg Karl Z. war ein armer Bandmacher. Meine Mutter Elisabethe geb. Möller hatte eine reiche Mutter. Meine Mutter hatte drei Männer, ich stamme von ihrem dritten Mann. Von meinen ersten sechs Lebensjahren weiß ich nichts mehr.

Dann kam ich in die Schule. Das erste Jahr tats gut. Der Vater war noch gesund und konnte arbeiten.

Es war Herbst. In Jungs Garten, der jetzt zu Deckerts gehört, stand ein schöner Ananasapfelbaum. Als der Unterricht aus war, schaut der Vater, der schon kränklich wurde, nach mir aus. Ich mußte ihm alle Tage für drei Pfennig Tabak holen. Als ich so daherkam und sehe den schönen Baum, hatte ich großen Appetit, hebe mir einen Stein auf und werfe ihn in den Baum hinein. Zwei Aepfel fallen herunter, ich nehme sie mir und gehe nach Hause. Das hatte der Vater gesehen. Als ich in die Stube kam, was habe ich da Schläge bekommen! Das war was Jämmerliches. Noch heut denke ich an die Hiebe. Der Vater sagte: „Du sollst nicht stehlen! Warte, bis der Herr Jung da ist. Der weiß, daß du arm bist, und gibt dir welche.“ Vater und Mutter waren darin sehr egal, man durfte nichts nehmen.

Es war Frühjahr, und ich stand im achten Lebensjahr. Da kommt ein Herr aus Halle, namens Jakob, und sucht sich Arbeitskräfte, Männer, Frauen und Kinder für die Zuckerfabrik in Halle a. S. Wir mußten Rüben hacken. Für drei Reihen gabs sechs Silbergroschen. Im ersten Jahr konnte ich am Tage nur zwei Reihen hacken. Nur am Abend bekamen wir Essen. Sonst mußten wir uns selber beköstigen. In Halle kam ich nie zur Schule. Als ich dreizehn Jahre alt war, konnte ich noch nicht eine „1“ schreiben und sollte konfirmiert werden.

Im Winter ging es immer wieder heim. Der Vater wurde immer kränker. Ich mußte alle Tage spulen; denn es wurde Leinenband gemacht.

Im Sommer drauf — ich war nun neunjährig, wieder nach Halle. Es gab immer einen Taler Reisegeld hin und einen her. Wenn die Zuckerrüben wieder gehäufelt waren, gings wieder nach Hause. Der Inspektor Wagner hatte mich gerne.

Im Garten waren so viele Kirschbäume und Beerensträucher. Sperlinge und Tauben waren wild darauf. Der Inspektor sagte: „Der Junge ist gut im Garten zu brauchen; der faßt nichts an.“ Es war aber auch wahr; ich war dick satt vom Apfelbaum her geworden und stahl nicht mehr. Vom grauenden Morgen an bis zum Abend, wenn die Vögel zur Ruhe gingen, hatte ich mit einem Rädchen zu klappern und mußte „Huhu“ schreien. Dafür bekam ich auch sechs Silbergroschen, hatte aber den ganzen Tag Essen. Wollte ich etwas haben, brauchte ich nur in die Küche zu gehen.

Es war wieder Winter und — teure Zeit. In dem Hungerjahr 1848/49 hatten wir drei bis vier Tage keinen Bissen Brot und keine Kartoffel. Wir waren zu arm, und alles war zu teuer. Da haben wir in der Not Kartoffelschalen an den Ofen gehängt, gebraten und gegessen. Von Reicheren holten wir uns die Kloßsuppe zusammen. Vom Gendarm Neubauer bekam die Mutter Brotrinde.

Wir konnten uns nicht anders helfen, wir mußten betteln gehen. Denn inzwischen war auch mein Vater, den wir lange krank hatten, 41 jährig gestorben. Ach, du großer Gott im Himmel! Acht Tage gingen wir im Meininger Lande betteln, man kriegte aber fast nichts.

Ich konnte aber ein feines Gebet. So ging ich ins Bayrische, wo sie fromm waren. Wenn ich betete, bekam ich Speck, auch etwas Erbsen. Aber die Gendarmen durften einen nicht erwischen.

Ich und mein Bruder Wilhelm, der später Futtermeister in Lauchstädt auf der Schotterei, einem Kohlenschacht, war und dort begraben liegt, sind im Bayrischen auf Bettel, weil die Not uns plagte. Als wir ins erste Haus eines Dorfes kommen, halten uns zwei Gendarmen fest und bringen uns gleich zum Schulzen. Ich heulte und mein kleiner Bruder auch. Der Schulze gab den Gendarmen die besten guten Worte, wir seien zwei arme Waisen. Aber es half alles nichts, wir mußten mit hinein nach Königshofen und wurden ins Gefängnis gesperrt. Am anderen Morgen wurden wir zum Doktor gebracht; der verordnete mir zehn, dem Bruder fünf Hiebe. Da kam der Amtsbote mit drei zusammengebundenen Birkenruten, die den ganzen Tag im Springbrunnen gelegen hatten. Dann mußten wir Hemd und Weste heruntertun und bekamen auf den bloßen Leib Prügel. Ach die Schreie! Alles quoll auf. Jeder Hieb gab eine Strieme. Wie Bratwürste, so waren die getroffenen Stellen aufgelaufen. Alles war rot, und die Schmerzen! Außerdem war es so kalt.

Wir erhielten einen Schein über die bayrische Grenze und kamen wieder ins Meiningensche und zwar nach dem Marktflecken Mendhausen bei Behrungen. Darin wohnten reiche Bauern. Ich heulte. „Nun was habt ihr denn?“ So und so. Der Bruder weinte auch. Ach, da haben sie uns so bedauert. In Meiningen taten uns Wächter und Polizei nichts. Wir haben die ganze Kütze voll geschafft.

Dann gingen wir auf Behrungen und nach Berkach. Es wurde Nacht, und es fror uns. Keine Christenseele nahm uns auf. So haben wir draußen zusammengerückt gesessen bis elf Uhr abends. Dann sind wir heimlicher Weise in die Schenke hinein, huschten durch den Hof hindurch. Ein Hund war nicht da, der uns verraten konnte. Wir schlichen auf den Heuboden, krochen unters Heu und haben gebetet und gewacht. Da steckten wir warm. Früh horchten wir, daß uns Keiner hörte; und wir verschwanden erst, als der Wirt oder Knecht aus dem Stall herausgekommen war.

Als wir nun nach Hause kamen: was hat meine Mutter, die einsame Witwe, geweint! Meine Mutter half sich durch Bandmachen durch. Sie war sehr fleißig, wir kamen aber doch nicht voran und hatten kaum das Nötigste. Meine Mutter war auch Wäscherin bei Frau Superintendent Dr. Holzapfel. Herr Superintendent hatte ein Mädchen in Aufzug, das hieß Lottchen. Die war mir gut und sagte zu meiner Mutter: „Frau Zimmermann, was haben Sie für einen schönen Jungen!“ Wenn wir Hunger hatten, gingen wir ins Pfarrhaus. Die Kathrine, die dort diente, gab uns auch immer ein tüchtig Stück Brot und sonst, was übrig war.

Nun stand ich schon im zehnten Jahre. Es wurde wieder Sommer, und meine Mutter fuhr mit uns wieder nach Halle. Ich war schon ein strammer Junge. Wo wir wohnten, war ein Garten, an dem die Saale vorbeifloß. Da lag ein Schiff, wohin ich immer ging. Ich verstand mich gut mit dem Schiffskapitän. Der gab mir einen Tellerkorb und auch ein Portemonnaie. Ich mußte alles einkaufen: Käse, Salz, Pfeffer, Flaschen Braunbier. Dafür bekam ich denn auch. Wir machten Kies aus der Saale und baggerten.

Eine Maiandacht

Die Dämmerung war an diesem ersten warmen Maiabende langsam aus der Lahn aufgestiegen und legte mild und kosend ihre Hand auf die eben noch hastende, nach Staub riechende Stadt. Mächtiger und in ihrem Zusammenwirken einheitlicher ragten die Türme des alten Domes in den dunkelblauen Himmel empor, droben schon verschwimmend im Dämmern, wie sich träumende Gedanken ins Ungewisse verlieren, je höher der Mensch, der sehnende, hoffende sie schickt. Durch das schöne schmiedeeiserne Tor leuchteten weiß und grau, in müden Tönen aus dem Grün heraus die Grabsteine. Nur das eben noch offene Portal des Doms war ein Lichtpunkt, eine Quelle von Strahlen und — darf man das sagen? — von Fröhlichkeit in diesem dämmrigen Ernste. Weiße und bunte Lichter lockten und luden: Komm herein, heut feiern wir Maien, heut feiern wir die holdeste Mutter Maria!

Und ich ging hinein und trat als Letzter hinter die dicht gedrängte Menge. Eintöniges Intonieren des Priesters in weißem und vielleicht leise violett abgetöntem Kleide, kurzes, ruckweises, eintöniges Respondieren der Menge. Recht ein Zwiegesang zum Schauen und Sinnen.

Der untere Teil des Schiffes war beleuchtet durch weiße Gasglocken, die Loggien der Emporen zeigten die Köpfe der Insassen in einem hellen Widerscheine von irgendwo hängenden Lampen, aber in die Höhe hinauf schwangen sich ins Dunkel hinein die schlanken, zierlichen, vornehmen Bogen der Wölbung, gestützt von edlen feingegliederten Säulen. Keine deutlichen Farben mehr, nichts von dem am Tageslichte fast maurisch, orientalisch anmutenden Rot und Bunt; nein, ein ruhiger Ton wie ein schützendes gleichmäßig wogendes Laubdach. Aber da vorn auf dem Altar warmer rötlicher Kerzenschein und darüber, von einzelnen Sternen umgeben, inmitten eines Kranzes grüner und roter Lichter die Mutter Maria. Ueber die Menge hinweg, über das allmählich zum gleichmäßigen Brausen gewordene Hin und Her der Andacht mußte das Auge immer und immer mehr weilen auf diesem undeutlichen und doch so bestrickenden Bilde.

Maienandacht! Es ist kein Zufall, daß man die der holden Gottesmutter geweihten Andachten in den Mai legt, in den Maien, den deutschen Lenz- und Liebesmonat. Die holde Frau — auch unsere Ostara, unsere Frau Holle, „Frau Holde" ist eine holde Frau — ist ja eine deutsche Frau. Sie ist eine deutsche Mutter, wie sie uns Keiner schöner und lieblicher, unserem deutschen Auge und Herzen verständlicher und näher gemalt hat als Uhde, der zu früh von uns Gegangene. Das liebe bleiche Weib, am Fenster sitzend, mit großen, frommen, reinen Augen! Laßt die Romanen galant sein gegen ihre „Damen", der Deutsche war von jeher ritterlich gegen seine Frauen, seitdem das Weib bei den alten Germanen als heilig galt. Und keine Frauenbewegung, kein Eindringen der Frau in „Männerberufe", der sozialen Not gehorchend, wird das ändern. Der rechte — nüchterne! — deutsche Mann wird heute und immerdar dem deutschen Weibe, ob Frau oder Jungfrau, mit einer bewußten oder unbewußten Ehrfurcht gegenübertreten. Und erst der Mutter, die das Mysterium der Menschheit in ihrem Schoße trägt! Jeder Mutter! Das ist es, was Maria dem Herzen des Betenden so nahe bringt, daß sie nicht eine weltfremde, sich kasteiende Heilige, sondern eine wirkliche, liebende und leidende Mutter gewesen ist. Und im Wonnemonat Mai, wo deutsche Liebe in der Jugend erwacht, wo von den Maibäumen die bunten Bänder flattern und die ewig schönen, schwermütigen Volkslieder an linden Abenden auf der Dorfstraße erklingen, wo in die wachsenden und reifenden Jünglinge und Jungfrauen ein Ahnen einzieht von der Größe, aber auch von der Schönheit der Macht, vor der Generationen nach Generationen die Kniee beugen, um weiterleben zu lassen Geschlecht auf Geschlecht der Menschheit: in diesem Wonnemonat feiert man die liebe, süße Frau.

Nun steht sie da droben in der Lichterpracht, und hunderte von Augenpaaren, junge und alte, richten sich da hinauf mit innigem Ruf nach Hilfe und Erbarmen, nach Fürsprache in kleinen Leiden oder in großem Weh, wie einst Gretchen in Verzweiflung rang vor ihrem Bilde:

Ach neige, du Schmerzensreiche,
dein Antlitz gnädig meiner Not — —

Die Orgel braust durch die weite Halle. Ist es nicht rührend, wie hier der junge Arbeiter, dort der kleine Bube seinen lateinischen Lobgesang hinausschmettert; wohl versteht er kein Wort davon, aber er hat gut gelernt und singt in reizender Naivität. Die Worte sacramento und juventuti glaube ich zu vernehmen. Das Glöcklein klingt, und eine ganze Gemeinde beugt ihre Kniee. Großes Rätsel, wie sprichst du zu mir in dieser Abendstunde im Maien!

Ich eile hinaus vor den Anderen und fliehe vor dem schwarzen Schwarme ins Dunkel der engen Gäßchen, auf die Brücke, von der der heilige Nepomuk nun schon lange, lange Jahre in die murmelnden Wässer der Lahn schaut, und sehe zurückgehend die sieben Türme — es sollen die Symbole der sieben Sakramente sein — scharf in den Nachthimmel schneiden. Dann gehe ich langsam wieder hinauf auf den leeren, stillen Domplatz. Noch steht die Pforte offen, und ich sehe tief drinnen das rote Flämmchen der ewigen Lampe brennen.

Du ewiges Licht! Im Süden hüteten dich die keuschen Vestalinnen, in der rauhen Welt Germaniens wurdest du als Julblock heilig gehalten, wie wir jetzt noch das Stümpchen der letzten Christbaumkerze aufbewahren zum Anzünden des nächstjährigen Lichterbaumes. Ob einem Volke vor der Lichtgestalt Baldurs das Herz höher schlug, — bald kommt dein Fest, du Froher, Reiner, grausam Getöteter, die Sommersonnenwende! —, ob ein Franz von Assisi seinen herrlichen Hymnus auf die Sonne sang, ob wir heute als Moderne in heiligem Schauer stehen, wenn uns „Gott rechte Gunst erwies" und uns auf Bergeshöhen einen Sonnenaufgang erleben ließ: Licht, Licht ist es, nach dem das Sehnen jedes Menschenherzens geht, Licht im Hause, Licht im Herzen, Licht draußen in der weiten, weiten Welt. Du liebes Lämpchen im katholischen Dome, du warst mir das Symbol der Religion, die keine Konfession, kein Dogma, keine Schranken und Grenzen kennt. Ich grüße dich!

G Liebe

Aus dem Nachlaß einer Freundin

Im Nachlaß einer Leserin und Freundin, Frau Mathilde Battenberg in Frankfurt a. M., fand sich folgendes Gedicht. Sie hat es still für sich niedergeschrieben, nun dient es doch gewiß Vielen zur Erquickung.

Kennst du das Leid — so bitter, tief und schwer?
Ob Nacht, ob Tag, es geht mit dir einher
Und nimmer läßt der Schmerz dir Rast noch Ruh:
Die Wunde brennt, doch lächelst du dazu.

Weißt du es auch, wer diesen Schmerz nur stillt
Wer freundlich sich dir neigt, erbarmungsmild?
Der Heiland ists, der viel mehr litt als du:
Er beut dir Balsam an, greif du nur zu.

Die Welt vergeht mit Lust und Leid so schnell,
Und vor dir leuchtet klar und sonnenhell
Das große Auferstehungsmorgenlicht.
Die Nacht ist hin, wenn dieser Tag anbricht.

Ein jeder Schmerz, der dir am Herzen nagt,
Ein jedes Unglück, das dich hier geplagt,
Straft, reinigt, heilt das böse Menschenherz
Und zieht allmählich sacht es himmelwärts.

Drum danke auch fürs Leid; es ist von Gott gesandt,
Und schüttle es nicht ab, es führt ins Heimatland.
Es führet treulich dich, viel besser als das Glück,
Zum Kindheitfriedensport, zum Vaterhaus zurück.

Und hast du dich bewährt, dann ruhst im Vaterhaus,
O armer Pilgrim du, von deinen Schmerzen aus.
Gott selber wischt dir ab die Tränen sanft und lind,
Und du darfst selig sein — ein Gottesgnadenkind.

M Bg

Verschiedenes

Christliche Kunst. Von Richard Bürkner. Leipzig, Quelle und Meyer, Band 46 der Sammlung „Wissenschaft und Bildung". 1, gebunden 1,50 Mk.

Unsre moderne Kunstbetrachtung hat, häufig von rein formalen oder technischen Beobachtungen ausgehend, leicht den Inhalt der bildenden Kunst als völlig nebensächlich angesehen und dabei nur allzuhäufig die Darstellungsmittel allein in den Vordergrund gerückt. Eine Betrachtungsweise, die allerdings, wie die moderne Kunst selber, eine notwendige Reaktion gegen eine rein inhaltliche und doch inhaltsarme Auffassung bildete, deren Einseitigkeit jedoch besonders für die christliche Kunst völlig versagte. Nur dann, wenn wir die beiden Hauptmomente: Inhalt und Form samt Technik in ihren wechselseitigen Beziehungen gleichermaßen berücksichtigen und erkennen, werden wir einen richtigen Standpunkt in der Beurteilung der bildenden Kunst gewinnen können.

Wie eng und zugleich befruchtend dieser Zusammenhang ist, das lehrt uns das vorliegende Bändchen. Der Verfasser, der von Hause aus Theologe ist, ist auch auf dem Gebiet der Kunstwissenschaft kein Neuling, ja er war, wie er uns in seiner Dürerbiographie erzählt, umgeben von den Kunstwerken dieses Meisters aufgewachsen. Dies enge Verhältnis zur bildenden Kunst spricht erfreulich und lebendig auch aus dem vorliegenden Werkchen. Es ist natürlich, daß in der Hauptsache bei dem geringen Umfange (152 Seiten) nur die leitenden Gesichtspunkte betont werden konnten und daß alles Eingehen auf näheres Detail vermieden werden mußte. Gerade das aber gereicht dem Buche zum Vorteil; finden wir doch nur allzuhäufig auch in der kunstwissenschaftlichen Literatur eine trockene Aufzählung an Stelle lebendiger Schilderung. In seiner Einleitung entwickelt der Verfasser klar und schlagend, wie im Wesen des Christentums, in dessen Weltflucht und Weltfreude seine beiden Richtungen der Kunstliebe und Kunstfeindschaft enthalten sind. Wird Letzteres von Paulus an über die Bilderstürmer in Konstantinopel, über Bernhard von Clairvaux und Franz von Assisi, dessen Lebensgeschichte aber gerade der neu erwachenden Malerei in Italien einen der fruchtbarsten Vorwürfe abgeben sollte, über die Reformation und die Pietisten bis zu Tolstoj geführt. Daneben aber sehen wir ebenso stark den Zusammenhang zwischen Kunst und Christentum darin, daß beide die Vollendung des Menschentums bedeuten. Wie sich dieser Zusammenhang im Einzelnen gestaltet, von der frühchristlichen aus der Antike hervorgegangenen Katakombenkunst, deren Symbolik nicht überschätzt werden darf, bis hinein in unsere moderne Zeit, behandelt der Verfasser in den verschiedenen nach den bekannten großen Kunstperioden eingeteilten Kapiteln. Ueberall sind die großen Linien festgehalten, überall markante Einzelerscheinungen hervorgehoben. Und wenn Bürkner seinen protestantischen Standpunkt stark betont, so wird er doch auch den Verdiensten des katholischen Mittelalters gerecht. Die Freiheit des Urteils, die er sich hier wahrt, befähigt ihn aber auch — eine nicht allzuhäufige Erscheinung — unsrer modernen Kunst vom Standpunkte der Religion wie der ästhetischen Wertung durchaus gerecht zu werden. So erscheint mir das, was er über die christliche Kunst der Gegenwart auf wenigen Seiten zu sagen weiß, ganz besonders beherzigenswert und erfreulich. Fort mit der von einer falschen Romantik diktierten Sentimentalität und Weichlichkeit zu Gunsten des Verständnisses der Auffassung und Gestaltung des christlichen Stoffes, wie sie unsere moderne Kunst versucht! Wie man die aus der Vergangenheit überkommenen Kunstdenkmäler nicht in deren doch stets nur äußerlich erfaßten Stilart, sondern, gleich einer früheren Zeit, in der unserer Gegenwart eigenen Weise restaurieren soll, so soll man auch den Mut haben, unter Berücksichtigung der wesentlichen Faktoren von Altar und Kanzel in unserem Stil Gotteshäuser zu bauen und darin die religiösen Werke unserer realistischen Künstler und Meister aufzustellen. Denn „es gibt keinen kirchlichen Stil, der als solcher kirchlich wäre. Es gibt nur einen Zeitstil“.

Jeder, der sich mit den hier behandelten Problemen beschäftigt, wird aus den Darlegungen des Verfassers eine Fülle von Anregung und Belehrung schöpfen. „Das wird der beste Ertrag dieses geschichtlichen Rückblickes sein, wenn er uns lehrt, daß hier ein einziges Leitbild im steten Wechsel und Wandel begriffen ist, und daß jedes wirklich schöpferische Zeitalter immer wieder von neuem aus seiner Seelenstimmung heraus nach seiner Erkenntnis und mit seinem eigenen Können die Gestaltung des gottesdienstlichen Raumes sowohl wie die Bildung der religiösen Gestalten neu geschaffen hat.“

Valentin Scherer

Herder als Faust. Eine Untersuchung von Günther Jacoby, Privatdozent der Philosophie in Greifswald. Leipzig, Felix Meiner 1911. 484 Seiten; 7, gebunden 8,50 Mk.

Daß Goethes Faust merkwürdig stark an Herder erinnert, ist schon oft von kundigen Forschern bemerkt worden. Jacoby spitzt diese Beobachtung in eine überraschende Behauptung zu. Nach seiner Ueberzeugung stellt Goethe im Faust Herder selbst dar „als das Urbild einer ihm innerlich verwandten, an den Erdbedingungen strauchelnden, sie aber dennoch überwindenden und schließlich zur Vollendung eilenden göttlichen Menschenseele“ (S. 428). Um das zu erhärten, setzt Jacoby einen großen Apparat in Bewegung. Er zeigt an der Hand vor allem der Goetheschen Briefe, aber auch der Schilderung Herders in Dichtung und Wahrheit, welch glühende Verehrung damals Goethe für Herder empfand und wie er alles Kleinmenschliche von seinem Bilde abzustreifen vermochte; er zeigt ferner, wie Goethe im Faust das dichterisch verwirklicht, was Herder theoretisch plante, nämlich eine Philosophie des Gefühls, und was Herder schon in Riga weissagend verkündete, nämlich eine ins Allerheiligste der Dichtkunst führende Darstellung der menschlichen Seele; er zeigt endlich im einzelnen die enge Berührung zahlreicher und entscheidender Stellen des Faust mit Gedanken, ja Lieblingsformulierungen Herders. Dabei läuft freilich nicht nur viel unnötige Breite und ermüdende Ausführlichkeit, sondern auch mancherlei Gemachtes unter. Ueberzeugt hat Jacoby mich trotz der Fülle seines Stoffes nicht. Immerhin macht er anschaulich, daß der Herder der Straßburger und Bückeburger Zeit von einer noch weit größeren Bedeutung für Goethe gewesen ist, als man gemeiniglich annimmt. Damit wird in höchst verdienstlicher Weise von einer andern Seite her dasselbe erwiesen, was mir schon eine genauere Betrachtung seiner Frömmigkeit und Theologie zu zeigen scheint, daß nämlich nicht die „reifen“ Werke der Weimarer Zeit die Stellung Herders in der Geistesgeschichte bestimmen, sondern gerade die stürmischen, zumeist viel weniger beachteten und doch inhaltlich viel reicheren Werke der Jugend. — Interessant ist wiederum die Schlußerörterung. Jacoby sucht auch von Lessings uns fast ganz verlorenem Faust her Verbindungslinien zu dem Goethes zu ziehen und dem Gesamtgewebe seiner Theorie einzugliedern; mit allerhand psychologischen Wahrscheinlichkeitsschlüssen und dem Hinweis auf gewisse Aehnlichkeiten zeigt er: Herder muß Lessings Schauspiel gekannt und Goethe mindestens wichtige Stücke daraus mitgeteilt haben. Das Ergebnis der Untersuchung ist, daß von Lessing die stoffliche, von Herder die seelische Anregung stammt. Natürlich soll Goethes schaffende Originalität durch diese Sätze nicht herabgezogen werden. Jacoby will uns nur lehren zu „staunen ob Herders merkwürdig tief und weit schauenden Blickes für die Mächte der Zeit“; und er will verständlich machen, „weshalb Goethe sich unwiderstehlich angezogen fühlte von Herder, der ihm sein eigenes Wesen erst erschloß und ihn weissagend zu den Werken seiner künftigen Größe führte“ (S. 472). Dieses bescheidnere Ziel erreicht er tatsächlich; freilich bei vielen wird sein Eindruck durch die scharfe Zuspitzung der Hauptthese beträchtlich erschwert werden.

Stephan

Kleine Mitteilungen. Freunde und Freundinnen der Christlichen Welt (nicht nur Mitglieder der Vereinigung) treffen sich am Schluß des Evangelisch-sozialen Kongresses in Essen Donnerstag den 30. nach 8 Uhr in dort zu bestimmendem Lokale. — Unsre Herbstzusammenkunft ist für dieses Jahr nunmehr mit Rücksicht auf die preußischen Ferien endgiltig festgesetzt auf Mittwoch den 2. bis Freitag den 4. Oktober. Die Hauptvorträge halten Harnack und Otto.

Zu unserm Artikel über den Allgemeinen Positiven Verband teilt Herr Geh. Oberkirchenrat D. Haack in Schwerin uns mit, daß er von einem Liberalismus in historizistischer und mystischer (nicht: monistischer) Form gesprochen habe, und daß sein Gedankengang im Hinblick auf die Feuerstattung folgender war (vgl. Sp. 480): Ein Glaubenssatz sei nur dann wirklich in den Gemütern des Volkes festgewurzelt, wenn er konkrete Anschaulichkeit gewonnen und sich verkörpert habe in einer entsprechenden Volkssitte. Falle diese dahin, so sei auch er gefährdet und verliere seine Macht über die Herzen. So werde auch der Glaube an die Auferstehung in der Volksseele entwurzelt werden, wenn die Sitte der Erdbestattung, in der er sich ein Symbol geschaffen, der Feuerbestattung weichen müsse. Dabei wurde das Wort eines sozialdemokratischen Redners angefürt: Wollen Sie den Glauben an die Auferstehung des Fleisches ausrotten, so führen Sie die Feuerbestattung ein!

Von dem Buche des Edlen v. d. Planitz, das wir in Nr. 2 dieses Jahrgangs gekennzeichnet haben, ist ein Kapitel als Himmelfahrtsfestartikel offenbar in vielen Lokalzeitungen des Reiches erschienen, nicht ohne Reklame-Beigabe der Redaktionen. Die Abonnenten sollen sich das nicht gefallen lassen. Eine andere Abwehr gegen diesen Unfug gibt es nicht. R

Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Halle a. S. (Vereinigung Halle-Stadt). *Freitag 31. Mai* 8¼ Uhr im Evangelischen Vereinshaus Kleine Klausstraße: Katholisches im Protestantismus. Oberlehrer Plath.

In der Stadt Görlitz ist am 1. Juli ds. Js. die

II. Pfarrstelle

neu zu besetzen.

Anstellung nach dem Pfarrbesoldungsgesetz vom 26. Mai 1909 in Verbindung mit dem Regulativ. Anfangsgehalt 3000 Mk. jährlich, Wohnungsentschädigung jährlich 1200 Mk. für Verheiratete, 800 Mk. für Unverheiratete.

Bewerbungen nebst Lebenslauf und Zeugnissen sind bis zum 1. Juni cr. an den unterzeichneten Magistrat einzureichen.

Görlitz, den 14. Mai 1912. **Der Magistrat**

Soeben erschien und ist in den Buchhandlungen zu haben:

Das Christusdrama

von Walther Nithack-Stahn

Pfarrer an der Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche, Berlin

Preis broschiert 3 Mk. In Ganzleinen gebunden 4 Mk.

Dieses Werk stellt den erstmaligen Versuch dar, das größte Drama der Menschheitsgeschichte rein menschlich zu entwickeln. Eine starke dichterische Persönlichkeit hat hier ein Werk von monumentaler Schlichtheit und gewaltiger Kraft geschaffen.

Verlag Wilhelm Borngräber, Berlin

Versammlungskalender

28.—29.	Mai	Konferenz für Kindergottesdienst Bremen
28.—30.	„	Evangelisch-sozialer Kongreß Essen
28.—31.	„	Gnadauer Pfingstkonferenz Wernigerode
6.	Juni	Theologische Konferenz Gießen
4.— 7.	„	Künstlerischer Ausbildungskurs für Geistliche u. Presbyter Düsseldorf
10.—12.	„	Schweizerische reformierte Predigergesellschaft Liestal
12.—15.	„	Deutscher Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke Beuthen
16.—18.	„	Kolonial-Missionstage Kassel
24.—27.	„	Allgemeiner Fürsorge-Erziehungstag Dresden
24.—27.	Juli	Europäische Jugendbundkonferenz Christiania
22.—27.	August	Internationaler Kongreß für moralische Erziehung Haag
9.—13.	September	Internationaler Kongreß für Religionsgeschichte Leiden
23.—25.	„	Gustav-Adolf-Verein Posen
2.— 4.	Oktober	Freunde der Christlichen Welt Eisenach
3.— 6.	„	Evangelischer Bund Saarbrücken
7.—11.	„	Ferienkursus der Freunde der Christlichen Welt in Schleswig-Holstein Malente-Gremsmühlen
10.—12.	„	Deutscher Jugendgerichtstag Frankfurt a. M.

Chronik der Christlichen Welt

J. C. B. Mohr, Tübingen

Nr. 20. Berliner Kirchhofsorgen — Die 8. ordentliche Landessynode Hannovers (Schluß) — Der Besuch der evangelisch-theologischen Fakultäten Deutschlands von 1884—1911 — Aus Bayern (Schluß) — Verschiedenes: Aus Dänemark; Theosophische Zentrale für Deutschland; Kirche und Schule in Schwarzburg-Sondershausen; Kirchliche Altertümer; Konfirmation und Apostolikum; Die Not der christlichen Volksschule; Presse und Seelsorge; Pius X. in Ekstase schwebend; Hochehrwürden; Bestattungsfeier vor geöffneten Särgen; Gebühr für den Konfirmandenunterricht; Weißes Kreuz; Der Christliche Zeitschriftenverein und das Bier; Religionsunterricht in der Fortbildungsschule; Positive Vereinigung evangelischer Religionslehrer an höheren Lehranstalten.

Evangelisch-sozialer Kongress in Essen

28.—30. Mai 1912. Im Städtischen Saalbau

Dienstag, den 28. Mai 8 1/2 Uhr Begrüssungsabend; Ansprache des Geheimrats Prof. D. Harnack-Berlin.

Mittwoch, den 29. Mai 9 Uhr Eröffnung durch den Vorsitzenden Professor D. Baumgarten-Kiel. Begrüssungen durch die geladenen Behörden. — Erste Verhandlung: „Individualismus und Staatssozialismus." Prof. Dr. von Wiese-Düsseldorf und Prof. D. Rade-Marburg. — 3 1/2 Uhr Zweite Verhandlung: „Religion und Bildung." D. Naumann-Berlin. — 8 Uhr Oeffentlicher Volksabend.

Donnerstag, den 30. Mai 9 Uhr Jahresbericht des Generalsekretärs. — Dritte Verhandlung: „Die Wohnungsfrage in den Städten." Prof. Eberstadt-Berlin und Beigeordneter Schmidt-Essen. — Von 3 Uhr an Besichtigungen, auch der Wohlfahrtseinrichtungen der Firma Krupp.

Wegen Wohnung wende man sich ohne Verzug an Herrn Beigeordneten Rath, Essen a. d. Ruhr, Rathaus, Finanzbureau.

Freunde der Christlichen Welt

treffen sich in Essen bei Gelegenheit des Evangelisch-sozialen Kongresses Donnerstag den 30. abends nach 8 Uhr an dort zu bestimmendem Orte.

Theologische Konferenz zu Giessen

Donnerstag, den 6. Juni 1912, 10 3/4 Uhr pünktlich. Neuer Saalbau, Bergstraße 20.

Tagesordnung

Professor Lic. Dr. August Frh. von Gall in Gießen: „Neuere Funde und Arbeiten auf dem Gebiet der jüdischen Religionsgeschichte". —

Pfarrer Richard Schmitt aus Höchst a. M.: „Kirche und Arbeiterschaft". Diskussion.

Für die 19jährige **Tochter** (abgegangen aus Prima des Realgymnasiums) eines Mitarbeiters der Christlichen Welt wird gegen Kostgeld **Aufnahme** in durchaus gebildeter nicht zu kleiner Familie (Pfarrhaus bevorzugt) gesucht, wo sie sich unter Leitung der Hausfrau in Küche und Haushalt tüchtig nützlich machen kann.

Referenzen, wenn möglich Hamburg erbeten. Offerten mit Angabe des Kostgeldes unter **J. P.** an den Verlag der Christlichen Welt.

Familienpension **Quisisana**
Braunfels (Lahn)
Zimmer mit Verpflegung
von 3.50 Mk. an.

Venedig Christ. Hospiz. Campo S. Angelo Pension 5—6 Lire.

Für junges arbeitsfreudiges **Mädchen** aus einfachen Kreisen wird zu weiterer Ausbildung **Aufenthalt** in thüringischem Pfarrhaus gesucht, au pair oder gegen mässige Vergütung. Offerten unter **G. Th.** an den Verlag.

Pensionierter Beamter, 48 jährig, verheiratet, vollständig gesund, obwohl Krankheit seinerzeit die Ursache seiner Pensionierung war, sucht bescheidene Stellung irgend welcher Art, um sein kleines Einkommen etwas zu erhöhen. Offerten unter **F B** an den Verlag der Christlichen Welt erbeten.

Junge gebildete **Dame,** Professorstochter, wünscht spätestens zum 1. Juli **Stellung** au pair, bevorzugt geselliges Pfarrhaus ohne Kinder. Angebote unter **H R** an den Verlag.

Das Meadville Theologische Seminar

Meadville, Pa. U. S. A.

Günstige Vorbereitungsstätte für das moderne Pfarramt. Keine konfessionellen Bedingungen. Lehrplan nach Muster der deutschen theologischen Fakultäten umfaßt: Theologie, Philosophie, Soziologie, Kirchengeschichte, Altes und Neues Testament, Vergleichende Religionsgeschichte und andere Zweige der theologischen Wissenschaft. Spezieller Lehrstuhl im Deutschen für Homiletik und praktische Theologie. Deutsche Studenten stets willkommen. Genauere Auskunft erteilt

Prof. Carl F. Greve, Meadville, Pa., U. S. A.

Soeben erschien in 2. Auflage (4.—5. Tausend):

„Die Gedankenwelt der modernen Arbeiterjugend"

Eine Beleuchtung der roten Jugendbewegung von Pastor W. Ilgenstein, Berlin-Pankow. 1,60 Mk. Zu beziehen durch die **Vaterländische Verlags- und Kunstanstalt Berlin** SW 61. Johanniterstr. 6.

Von staatlichen und kirchlichen Behörden warm empfohlen, von vielen Zeitungen sehr günstig besprochen.

Die erste Auflage dieser zeitgemäßen und wichtigen Materialsammlung (3000 Stück) war in 7 Wochen vergriffen.

Adolf Schustermann

Zeitungsnachrichten-Bureau
BERLIN SO.16, Spreepalast

Grösstes Nachrichten-Bureau mit Abteilungen für Bibliographie, Politik, Kunst, Wissenschaft, Handel und Industrie. Liest neben Tageszeitungen des In- und Auslandes die meisten Revuen, Wochenschriften, Fach-, illustrierte usw. Blätter

Das Institut gewährleistet zuverlässigste und reichhaltigste Lieferung von Zeitungsausschnitten für jedes Interessengebiet.

Prospekte gratis.

Kunstwart

Halbmonatschau für Ausdruckskultur auf allen Lebensgebieten.

Jährlich 24 Hefte im durchschnittlichen Umfang von ca. 40 Seiten.
Mit Bildern und Notenbeilagen.
Herausgeber: **FERDINAND AVENARIUS.**

Was ist der Kunstwart? Eine Halbmonatsschrift, die vor Allem meldet, was im Kunststaate Gutes und Böses geschieht. Ein Hausfreund für Gebildete, der ihnen und den Ihrigen Erhebung und Freude ins Heim bringen will, indem er sie lebendig beteiligt am Wollen und Schaffen der deutschen Kunst. Gleichviel, ob sichs mit Wort oder Ton bethätigte oder mit Linie, Form und Farbe. Der Kunstwart weiss aber: das Reden darüber thuts nicht allein, deshalb zeigt er auch, was Gutes er zeigen kann. Schöpfungen der besten deutschen Dichter, Tonsetzer und bildenden Künstler darf er den Lesern mit seinen Losen Blättern, seinen Bildern und seinen Noten auf den Tisch legen, und daneben solche, die irgend eine Erscheinung im Kunstleben erläutern oder kennzeichnen.

Abonnementspreis Mk. 4.— f. d. Vierteljahr

Einzelheft 75 Pf.
bei allen Buchhandlungen, Postanstalten und beim Verlag. — Probenummern unentgeltlich und portofrei von der Verlagsbuchhandlung
Georg D. W. Callwey, München.

Verlag Eugen Diederichs Jena

Martin Rade

Mehr Idealismus in der Politik

(Staatsbürgerliche Flugschriften, herausgegeben von Hans Dorn)

74 Seiten — 80 Pfennige

Morgenandachten dargeboten von den Freunden der Christlichen Welt. Tübingen, J. C. B. Mohr. Broschiert 5 Mk., gebunden 6,50 Mk., in Leder gebunden 10 Mk.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg i. H.